Deutsche Literaturwissenschaft

Der niederdeutsche Mensch bei Christian Dietrich Grabbe.

Ein Beitrag zur Wesensbestimmung des nordisch bestimmten deutschen Menschen.

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
genehmigt
von der Philosophischen Fakultät der
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Bonn.

Von
Erich Kuhlmann
aus Essen.

Buch- und Kunstdruckerei Wilh. Postberg, Bottrop i. W.

1939

Berichterstatter:

Professor Dr. K. J. Obenauer.

Hanfried Sondhauß

in Freundschaft

Inhalt.

Nun leuchtet ein: man hat bisher über sekundären Merkmalen das Primäre bei Grabbe übersehen. Das Ursprüngliche ist sein bodenständiges, blutechtes Niedersachsentum, das N o r d i s c h e.

Rainer Schlösser, Grabbes Vermächtnis. S 18.

Einleitung.

Christian Dietrich Grabbe — Abgrenzung von einer stammhaften Literaturschau und Einordnung in eine volkhafte Literaturschau rassischer Grundlage.

Der alten deutschen Literaturwissenschaft mit ihren uns heute fragwürdigen Voraussetzungen war der Zugang zu Grabbe lange verwehrt. Die neue Literaturwissenschaft mit ihrer einzigen weltanschaulichen Voraussetzung sieht einer Neuwertung Grabbes entgegen. Diese Neuwertung entwächst der volkhaften Literaturschau rassischer Grundlage — in Anlehnung an und in Auseinandersetzung mit Nadler.

Das ewige Verdienst Nadlers um die deutsche Literaturwissenschaft steht fest.

Er hat sie aus der Enge jeder nur-geistesgeschichtlichen, jeder nur-ästhetischen, jeder nur-religiösen Literaturschau herausgeführt.

Wie war es vor Nadler?

Wie sah man vor ihm Grabbe in der deutschen Literaturwissenschaft?

Unter dem Gesichtswinkel einer geistesgeschichtlich-epochalen Literaturschau bezeichnete man Grabbe als einen Romantiker oder als einen Jungdeutschen oder als eine „Zweite Auflage des Sturms und Drangs" oder auch als einen Realisten oder sogar als einen Vornaturalisten.

Unter dem Gesichtswinkel einer ästhetischen Literaturschau stieß man sich bei Grabbe an der Roheit der Sprache, an der Sprunghaftigkeit der Gedanken, an der mangelhaften Zucht in der Gestaltung und Durchformung.

Unter dem Gesichtswinkel einer religiösen Literaturschau wies man hin auf die Irreligiösität, auf den Atheismus, auf den Nihilismus Grabes.

Im Grunde genommen stritt man sich um zweitrangige Fragen, um Fragen, die auch beantwortet werden müssen, aber nicht zuerst. Man stieß nicht vor zur Kernfrage, zur Frage nach der lebensmäßigen Voraussetzung des dichterischen Werkes. Dieser Schritt ist zum ersten-

mal grundsätzlich und folgerecht getan worden von Nadler — für Grabbe besonders im vierten Band seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften".

Wie sieht Nadler Grabbe?

Er sieht ihn als einen der ersten Vorfechter des sächsischen Stammes zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts im Ringen um eine „eigene lückenlos erfüllte geistige Form"[1]). Er nennt ihn mit der Annette von Droste-Hülshoff und mit Freiligrath in einem Atemzuge. Nadler sagt: „Wie Annette von Droste-Hülshoff aus der westfälischen Landschaft den Realismus erweckt und Grabbe dem sächsischen Drama vorgearbeitet hatte, Freiligrath wurde der Reimsprecher des Dampfschiffes, der Eisenbahn, des Weltverkehrs: Gefährte der sächsischen Reiseliteratur wie Grabbe der sächsischen Historie"[2]). Der tragende Grund, die lebensmäßige Voraussetzung bei Nadler ist das Sächsische, der sächsische Stamm und die westfälische Landschaft. Der grundsätzliche Leitgedanke ist genommen aus der von Sauer begründeten und von Nadler vollendeten „stammhaften" Literaturschau.

Die neue stammhafte Literaturschau Nadlers war eine Befreiung und Vertiefung der deutschen Literaturwissenschaft, zugleich ein gewaltiger Vorstoß. Aber, wir können und dürfen nicht bei ihr stehen bleiben. Ein Verharren bei der stammhaften Literaturschau bedeutet Gefahr.

Unser Ziel muß sein die „volkhafte Lebenswissenschaft", die an Rasse, Stamm und Volk gebundene Literaturschau.

Stammhaft und volkhaft sind heute bereits Begriffe, z. T. bezeichnen sie schon Frontstellungen.

Diese Frontstellungen müssen aufgedeckt und untersucht werden, bevor die Arbeit ins Einzelne und Vereinzelte einmündet. Zu fordern ist vor allen Dingen eine genaue Klärung der Begriffe stammhafte und volkhafte Literaturschau, die Erhellung der Gemeinsamkeiten beider Anschauungen und die Feststellung der Abweichungen.

Für die stammhafte Literaturwissenschaft und stammhafte Literaturschau steht Nadler. Er hat seine Anschauung auf breitester Grundlage von 1912 ab entwickelt in seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften". Er hat sie 1928 abgezogen wiedergegeben in dem Vortrage: „Das geistige Eigenleben der deut-

---

[1]) Nadler, Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 502. Es wird zitiert nach der 2. Auflage: „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften." Die Neuauflage: „Literaturgeschichte des Deutschen Volkes — Dichtung und Schrifttum der Deutschen Stämme und Landschaften" konnte nicht mehr berücksichtigt werden, da bei Erscheinen des 3. Bandes (Staat 1814—1914) die Arbeit bereits fertiggestellt und eingereicht worden war.

[2]) Nadler, a. a. O., S. 512.

schen Stämme." Er hat die erkenntniskritische Seite des Problems 1930 dargelegt in der Rede: „Die literarhistorischen Erkenntnismittel des Stammesproblems." Er hat die Grundgedanken 1934 verteidigt in dem Aufsatz: „Rassenkunde, Volkskunde, Stammeskunde" und im selben Jahre die wesentlichen Gedanken noch einmal herausgearbeitet in dem Buch: „Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes."

Das letzte Buch Nadlers ist entscheidend für die Auseinandersetzung.

Kindermann meint, daß Nadler mit seinem „stammhaften Gefüge des deutschen Volkes" eine Wendung vollzogen habe. Er sagt: „Hatte die Grundkonzeption in allzu strenger Durchführung einer an sich richtigen und fruchtbaren Erkenntnis Sauers das Trennende und Unterscheidende der einzelnen Stämme und Landschaften zu sehr unterstrichen und manchmal fast ins Partikularistische gesteigert, so betont das neue Werk den gemeinsamen Nenner, den notwendigen Zusammenklang der verschiedenen Töne zum gesamtdeutschen Akkord"[3]).

Es bleibt zu untersuchen, ob Kindermann wirklich richtig sieht, oder ob uns von Nadler nicht doch ein anderer „Geist" trennt. In dem zur Kritik stehenden Werk umreißt Nadler das Grundproblem der heutigen Literaturwissenschaft und auch dieser Untersuchung. Er sagt: „Die Frage geht nicht darum, daß das deutsche Volk sich aus ungleichartigen Stammeszellen aufgebaut hat und inwieweit diese Stammeszellen noch heute etwa rein und ohne organische Veränderungen weiterwirken. . . . Sondern es geht um den Schlüssel der Wesenserkenntnis des deutschen Volkes, seines leibhaftigen und seelischen Daseins, . . ."[4]).

Die Voraussetzung der Frage bei Nadler und uns muß sein die Einheit des deutschen Volkes.

Wie sieht Nadler diese Einheit?

Nadler sagt: „Die ursprünglichen deutschen Stämme, eingelagert zwischen die romanische und slavische Welt, erzeugten sich in diesen westlichen und östlichen Verschmelzungsräumen zu neuen Gebilden und formten sich so zu einem Gesamtvolke aus, zu einem Volke der Mitte im räumlichen wie im völkischen Sinne. Doch auch das erschöpft die Sache nicht. Unter dem Einfluß der überaus reichen und gegensätzlichen Gliederung des deutschen Lebensraumes konnte keine einheitliche und gleichmäßige Verschmelzung der gesamten Masse sozusagen wie in einem Tiegel zustande kommen. Der Vorgang

---

[3]) Kindermann, Dichtung und Volkheit, S. 63 f.

[4]) Nadler, Das stammhafte Gefüge, S. 7.

der Verschmelzung zerlegt sich in viele einzelne Vorgänge, die je nach den verschiedenen landschaftlichen Tiegeln von ungleichartiger Form, Größe, Lage, Tiefe auch ungleichartige Teilgebilde erzeugen"[5]).

Wir vermissen an dieser Anschauung Nadlers von unserer Volkwerdung mit der dahinter stehenden Frage nach unserer Seinsbestimmung einen Grundgedanken, den Gedanken der Rasse.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß die frühen deutschen Stämme Abspaltungen einer Rasse waren — eben der germanisch-nordischen. Es muß weiter gesagt werden, daß es sich bei den Abspaltungen und den später stattfindenden Verschmelzungen nur um Durchsetzung oder Unterliegen der germanisch-nordischen Art handeln kann. Es muß zuletzt gefolgert werden, daß die Einheit und damit auch das Wesen des deutschen Volkes verankert ist in der tragenden germanisch-nordischen Ursubstanz.

Diese Grundüberzeugung ist wissenschaftlich und „politisch" gesichert.

Wissenschaftliche Sicherheit verbürgen die Arbeiten und Ergebnisse auf dem Gebiete der Rassenkunde, eines Zweiges der Naturwissenschaften. Besonderes Gewicht hat hier Günther, der im Zuge der Auswertungen seiner Untersuchungen immer wieder betont hat, daß die Einheit des deutschen Volkes begründet sei in dem allen deutschen Stämmen gemeinsamen Einschlag nordischer Rasse[6]).

Die „politische" Sicherung danken wir dem Führer. Er hat mehrfach der Gewißheit von der Verankerung deutscher Einheit in der germanisch-nordischen Substanz klarsten Ausdruck verliehen, am klarsten wohl auf dem Reichsparteitag der Arbeit, wenn er den Parteitag schloß mit den Worten: „Die deutsche Nation hat doch bekommen ihr germanisches Reich."

Unsere Stellung zur Einheit und Wesensgrundlage des deutschen Volkes steht damit fest.

Wie aber denkt Nadler?

Nadler geht wesentlich andere Wege. Wir müssen diese Wege noch etwas verfolgen.

Den Gedanken der Verschmelzung in den landschaftlichen Tiegeln aufnehmend, erklärt Nadler: „Nicht die leibliche Grundmasse in den landschaftlichen Bildungsräumen, die ja als Ganzes ihren heimatlichen Bereich nicht mehr verlassen kann, verschmolz miteinander, sondern gewissermaßen die feinen Dämpfe, die aus dem Siedevorgang der einzelnen Tiegel aufsteigen, verbinden sich über dem deutschen Gesamtraum hin zu einem gemeinschaftlichen Wesen

[5]) Nadler, a. a. O., S. 7.

[6]) Vgl. Günther, Der nordische Gedanke unter den Deutschen, S. 40.

der Seele, des Geistes, des Willens"[7]). Bestätigend und bekräftigend fügt Nadler noch hinzu: „Und die deutsche Einheit und Gemeinsamkeit liegt nicht im Lebensstoff, sondern in Geist und Gesinnung, nicht in der Gleichartigkeit der Erscheinung, sondern in der seelischen Gemeinschaft, die sich aus der bunten Fülle des unerschöpflich werdenden Daseins abklärt"[8]).

Wir sehen, Nadler kommt nicht zu einem organischen Begriff der Einheit, er kommt nur zu einem Begriff der Einheit in der Idee.

Diesem Begriff der Einheit entspricht es, wenn Nadler zuletzt doch wieder landet bei den Stämmen als den eigentlichen selbständigen organischen Gebilden und nicht beim Volk als dem aus den Stämmen herausgewachsenen und durch die tragende rassische Substanz zusammengehaltenen neuen organischen Gebilde.

In der Zusammenfassung am Schluß seines Buches sagt Nadler unmißverständlich und deutlich: „Das Volk handelt geschichtlich nicht mit der Ganzheit seines Körpers, sondern mit der zweckmäßigen Vielheit seiner landschaftlich angepaßten und arbeitsgeschulten Glieder"[9]). Das organische Bild Nadlers darf uns nicht täuschen im Urteil, der Gedankengang ist nicht organisch. Das Endergebnis ist und bleibt trotz aller Bemühungen um den Begriff der „geistigen" Einheit Partikularismus.

Der stammhaften Literaturschau und der unmittelbar mit ihr verbundenen Wesensbestimmung des deutschen Menschen allein aus den Stämmen steht gegenüber die volkhafte Literaturschau rassischer Grundlage.

Was stammhafte Literaturschau und volkhafte Literaturschau voneinander trennt, ist der Ausgangspunkt und die Denkart. Die stammhafte Literaturschau geht aus von den Stämmen als den primären organischen Gebilden und versucht fortzuschreiten zum Volk, was ihr nicht gelungen ist. Die volkhafte Literaturschau geht aus von dem deutschen Volke als einem organischen Gebilde und erkennt, rückwärts schreitend, die bestimmenden Kräfte der Stämme und vor allen Dingen der Rasse. Der Grundhaltung, besonders was den Ausgangspunkt betrifft, hat Obenauer deutlich Ausdruck gegeben. Er mahnt, allen Bemühungen, das Wesen des Volkes vorwiegend vom Charakter des Stammhaften und Landschaftlichen zu bestimmen, mit Kritik zu begegnen, „weil für uns das Volk ja gerade das ist, in dem das Stammhafte, als einer höheren umfassenderen Ganzheit, eingeschmolzen wird"[10]).

---

[7]) Nadler, a. a. O., S. 7 f.
[8]) Nadler, a. a. O., S. 8.
[9]) Nadler, a. a. O., S. 194.
[10]) Obenauer, Volkhafte und politische Dichtung, S. 10 f.

Diese Grundlinie werden wir halten müssen. Gleichzeitig werden wir verpflichtet sein, die rassische Grundlage der volkhaften Literaturschau noch stärker, als es bisher geschehen ist, herauszuarbeiten.

Erst die volkhafte Literaturschau auf rassischer Grundlage ermöglicht die Ganzheitsschau des deutschen Volkes, des deutschen Dichters und seiner Menschenschöpfungen — das aber ist das Endziel unserer neuen Literaturwissenschaft. Zu dieser Ganzheitsschau kann die stammhafte Literaturschau nie kommen. Die Gründe liegen auf der Hand. Die stammhafte Literaturschau erklärt die deutsche Dichtung als verschiedene Leistung verschiedener Stämme. Sie geht einzeln vor — von Stamm zu Stamm — und muß zum Schluß notwendig sprechen von einem „geistigen Eigenleben" der deutschen Stämme. Sie wird immer in der Deutung und Herausstellung des westfälischen, sächsischen oder fränkischen Menschen an sich und für sich stecken bleiben. Die volkhafte Literaturschau, weil sie grundsätzlich anders verfährt, kommt zu wesentlich anderen Ergebnissen. Sie erfaßt die deutsche Dichtung als volkhafte Dichtung. Dabei versteht sie unter volkhafter Dichtung im weitesten Sinne „jede dichterische Aussage, die im Lebensraum des deutschen Volkes steht, die aus seiner Wirklichkeit, aus dem Grunde seines Wesens, aus seinem Schicksal wächst"[11]). Sie deutet den deutschen Dichter nicht als mehr oder weniger typischen Dichter seines Stammes, sondern als den auserwählten Vertreter deutscher Art, eben der germanisch-nordischen. Sie erkennt sein Werk als das „immer neu gestaltete artgerechte Leben selber —"[12]). Sie erfaßt es als „erschütternde Offenbarung, die tief in den artgemäßen Notwendigkeiten des eigenen Volkes verwurzelt ist"[13]). Sie weiß aber auch, daß nicht alle Dichter echt und gediegen sind, daß nicht jedes Werk eine Offenbarung unserer Art ist. Sie erklärt sich solidarisch mit Kindermann, der sagt: „Von dieser lebenschenkenden Offenbarung werden freilich nur die Dichter zu innerst erfaßt, die nie noch ihrem Volke ernstlich die Treue gebrochen haben, die ihrer Herkunft nach selbst tief verwurzelt und eingesponnen sind im eigenartigen Denken, Fühlen und Wollen deutscher Art, . . ."[14]).

Die volkhafte Literaturschau schließt die stammhafte Literaturschau nicht aus, sie bezieht sie vielmehr ein. Für sie ist der Stamm nicht Anfang und Ende, für sie ist der Stamm nur Durchgang: Hinter dem Stamm sieht sie die Rasse, und über den Stämmen sieht

---

[11]) Langenbucher, Volkhafte Dichtung der Zeit, S. 29.

[12]) Kindermann, a. a. O., S. 7.

[13]) Kindermann, a. a. O., S. 7.

[14]) Kindermann, a. a. O., S. 7 f.

sie das Volk. Die volkhafte Literaturschau anerkennt die Besonderheiten der deutschen Stämme, sie sieht aber noch viel klarer ihre Gemeinsamkeiten. Sie weiß, daß diese Gemeinsamkeiten nicht bei allen Stämmen in der gleichen Stärke und Macht hervortreten. Sie muß feststellen, daß diese Gemeinsamkeiten oft durch fremde Einflüsse überschüttet und verdeckt worden sind, daß es sich also bei den verschiedenen Stämmen stets um ein „Mehr" oder „Weniger" der noch durchschlagenden germanisch-nordischen Grundsubstanz handelt.

Unter dem Gesichtswinkel einer volkhaften Literaturschau rassischer Grundlage gewinnen die niederdeutschen Stämme im niederdeutschen Raum eine besondere Bedeutung. Vom niederdeutschen Raum und seinen Menschen sagt selbst Nadler: „Der höchste Hundertsatz von Blondhaarigen und Blauäugigen, von Schmalköpfigen und Hochgewachsenen sinkt von Schleswig-Holstein her gegen den keltischen Südwesten am Rhein und gegen die slavische Ostgrenze zu nur mäßig ab. Wenn er auch nirgends die Hälfte überschreitet, so zeugt er doch einwandfrei für die beherrschende germanische Grundrasse. . . . Die körperlichen und geistigen Wandlungen des Sachsentums sind daher nur Abwandlungen der einen gemeinsamen Art"[15]).

Die Feststellung Nadlers entspricht den Forschungsergebnissen der Rassenkunde. Zur Bestätigung sei auf Günther, ihrem kämpferischsten Vertreter, verwiesen. Günther sagt: Nordwestdeutschland erscheint deutlich als das Gebiet stärksten Vorwiegens eines hochgewachsenen Menschenschlages, der überwiegend der nordischen Rasse angehören muß"[16]).

Vermischung und Überfremdung bei den niederdeutschen Stämmen des deutschen Nordwestraumes sind schwächer als bei anderen deutschen Stämmen. Diese Behauptung stützt wiederum Nadler. Deutlich zeigt sich hier, wieviel wir von ihm übernehmen können, wie wenig er selbst aber Folgerungen gezogen hat. Nadler sagt: „Seinem germanischen Eigenleben wider Willen und gewaltsam entfremdet, mußte es (das sächsische Volk) sich einem schon bestehenden, dem fränkisch-christlichen Kulturkreis einfügen lassen. Die Haltung des Unmutes, mit der eine unwillkommene Überfremdung ertragen wird, und ein gesteigertes sächsisches Selbstbewußtsein gehen alle Jahrhunderte durch die sächsische Welt"[17]).

Im neunzehnten Jahrhundert geschieht nun etwas Unerwartetes, aber an sich Selbstverständliches. Die niederdeutschen, säch-

[15]) Nadler, Das stammhafte Gefüge, S. 80.
[16]) Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 271
[17]) Nadler, Das stammhafte Gefüge, S. 82.

sischen Stämme kommen zum Bewußtsein ihrer selbst. Sie geben die innere Abwehr auf und greifen mit der ganzen ungebrochenen Kraft ihrer Erbsubstanz in das geistige, kulturelle Leben des deutschen Volkes ein. „Zum erstenmal . . ., wenn auch schon lange vorbereitet, schafft sich das sächsische Volk im neunzehnten Jahrhundert eine eigene, lückenlos erfüllte Form durch ein neues Verhältnis zur Antike, durch die Schöpfung der Geschichte, durch eine große Reiseliteratur, und an die Hauptadern schließen sich alle übrigen Gebilde, das selbständige Drama, die sächsische Lyrik und Novelle, der neue Mythus, die ganze Welt des befreit auftreibenden sächsischen Sprachwillens“[18]).

Uns kommt es lediglich auf den niederdeutschen Aufbruch in der Dichtung an. Er ist entscheidend für die Anlage der Arbeit. Wir glauben an die letzten Zusammenhänge zwischen Dichtung und Herkunft, zwischen Schöpfung und Art. Weil wir an diese Urzusammenhänge glauben, weil wir sie gegenwärtig erleben, bedeutet uns Dichtung, vor allem aber die aufgebrochene niederdeutsche, sächsische Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts nichts anderes „als die symbolische Erscheinung des eigenen Lebensgesetzes, das im dichterischen Werk sich selber zur Darstellung bringt und verewigt“[19]).

Die Werke der niederdeutschen Dichter des niederdeutschen Aufbruchs haben für uns besonderen Wert. Sie sind Schöpfungen von Menschen, die einem Verbande angehören, der den Zusammenhang mit dem Ahnenerbe nie verloren hat. Sie sind unbewußte Deutungen unseres Seins aus der unverbrauchten und unvermischten germanisch-nordischen Grundsubstanz des deutschen Volkes. Wir dürfen annehmen, daß wir in ihnen besondere Offenbarungen über unsere deutsche Art nordischer Prägung finden.

Einer der größten, freilich unfertig und unvollendeten Dichter des niederdeutschen Aufbruchs ist Grabbe. Dreierlei zeichnet ihn aus: starke Verwurzelung im niederdeutschen Stammestum, nordische Grundhaltung und Streben nach volkhafter Wirklichkeit im Leben und Werk. Stammestum, „Nordheit“ (= nordische Art), Volkhaftigkeit — diese Dreiheit ist Wesenselement Grabbes, Voraussetzung seines dramatischen Schaffens. Sie findet sich wieder als bestimmendes Kennzeichen seiner Menschenschöpfungen, vor allen Dingen der niederdeutschen, denen diese Untersuchung gilt.

Der Verlauf der Untersuchung wird zeigen, daß es sich bei den niederdeutschen Menschen Grabbes z. T. um Westfalen, z. T. um den Menschenschlag handelt, den wir heute trotz des Einwandes von

---

18) Nadler, Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 502.

19) Wiese, v., Dichtung und Volkstum, S. 7.

Lauffer[20]) Niedersachsen nennen. Der weiter gehende, beide Stämme umfassende Begriff „niederdeutsch" wurde gewählt, weil die Wesensunterschiede zwischen Westfalen und Niedersachsen gering sind — beide Stämme sind germanisch-nordisch bestimmt —, weil sich bei Grabbe selbst nicht immer klare Linien ziehen lassen und weil sie für die Anlage der Arbeit auch nicht gezogen werden brauchen. Die Arbeit will sein ein Beitrag zur Wesensbestimmung des nordisch bestimmten deutschen Menschen. Sie will die stammhafte Literaturschau überwinden durch die volkhafte rassischer Grundlage. Das gelingt ihr, wenn sie zeigen kann, wie der auf dem Boden seiner Heimat stehende westfälische, niedersächsische, niederdeutsche Mensch sich als Glied des Ganzen erkennt, wie er sich dem Ganzen der Lebens- und Schicksalsgemeinschaft seines Volkes verhaftet fühlt. Das gelingt ihr zuletzt, wenn sie zeigen kann, daß die wesentlichen westfälischen, niedersächsischen, niederdeutschen Eigenschaften nordisch bestimmte deutsch gewordene Eigenschaften sind.

[20]) Vgl. Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland, S. 66.

Hauptteil.

Der niederdeutsche Mensch bei Christian Dietrich Grabbe.

I. Voraussetzungen für die Gestaltung des niederdeutschen Menschen bei Grabbe.

Für die Beurteilung eines Dichters unter dem Gesichtswinkel der volkhaften Literaturschau ist wesentlich, daß sie (die volkhafte Literaturschau rassischer Grundlage) Dichter und Menschengestaltung in eins sieht.

Dilthey hat einmal ausgesprochen, daß jedes Geschöpf eines Dichters etwas vom Blut des Dichters in sich habe[21]). Der Gedanke Diltheys fällt sehr aus seinem ganzen Denken heraus. Die tiefere Begründung können wir heutigen Deutschen, die wir die Ergebnisse der Rassen- und Rassenseelenkunde kennen, erst geben. Die Ursache liegt nach unserer Anschauung „in den rassenseelischen, völkischen und sozialen Möglichkeiten des Dichters und der Gemeinschaft, aus denen sein Gestalten wächst“[22]).

Für die Anlage der Arbeit ergibt sich aus dieser Erkenntnis die Notwendigkeit einer Herausstellung und Darlegung der allgemeinen und besonderen Voraussetzungen des dichterischen Schaffens von Christian Dietrich Grabbe. Erst wenn diese Vorarbeit geleistet ist, kann sich die Untersuchung ihrem eigentlichen Gegenstande: dem niederdeutschen Menschen bei Grabbe zuwenden. Wir dürfen erwarten, daß sich schon von der Voruntersuchung aus wesentliche Blickpunkte auf die Menschengestaltung Grabbes, besonders auf seine niederdeutsche eröffnen werden.

1. Das Westfalentum Grabbes.

a) Das Schrifttumszeugnis.

Christian Dietrich Grabbe ist einer der vielen deutschen Dichter, die sich erst nach ihrem Tode haben durchsetzen können. Es sind immer

---

[21]) Vgl. Dilthey, Ges. Werke V., S. 281 ff.

[22]) Kindermann, Dichtung und Volkheit, S. 78.

nur wenige gewesen, die schon früher die Echtheit und Gediegenheit Grabbes erkannt haben. Die Mehrheit der Deutschen ist an Grabbe als dem „törichten“ Menschen und Dichter vorbeigegangen.

1878 schreibt Scherr, einer der wenigen Verteidiger Grabbes zu seiner Zeit: „Bei Lebzeiten wenig gekannt und anerkannt, ist er jetzt schon eine Verschollenheit, eingesargt in die kärglich ausgestattete Gesamtausgabe seiner Werke und beigesetzt in der großen Mumienhalle der Literaturgeschichte.“[23] 1905 urteilt Ploch: „Einen Verlust für unsere Literatur . . . bedeutet Grabbes frühes Ende nicht. . . . Aber, müssen wir weiter fragen, hat er denn überhaupt unsere Literatur bereichert? Wird auch nur eins seiner Werke in den dauernden Besitzstand unserer Nationalliteratur übergehen? Ich gebe darauf ohne Zögern die Antwort: nein. Seine Werke besitzen nur den Reiz der Kuriosität. Nicht ein einziges ist ein ausgereiftes Kunstwerk. Ein geläuterter Geschmack wird sich derartigen Produktionen gegenüber immer ablehnend verhalten.“[24]

Wir urteilen heute anders. Freilich, wir rechnen Grabbe nicht zu den größten unserer Dichter. Wir sehen seine Schwächen genau. Wir erkennen aber auch seine Stärken.

Immermann hat einmal Grabbe „eine Natur in Trümmern“ genannt, aber er setzt hinzu: „Diese Trümmer waren von Granit und Porphyr. Dadurch unterschieden sie sich von so manchem Gebäck der Gegenwart, welches heil und ganz aussieht und doch nur aus Holz, Stroh und Kork zusammengeleimt ist“[25]. Den Kern, das Unabdingbare dieser „Natur in Trümmern“ erblicken wir heute in Grabbes Westfalentum.

Der Gedanke ist nicht erst von uns gedacht. Er findet sich hie und da verstreut in der Grabbe-Literatur. Es erscheint notwendig, die Linie kurz aufzuzeigen.

Immermann, einer der besten Kenner und Beurteiler Grabbes, hat in einer Tagebucheintragung, entstanden in der zweiten Hälfte des Januar 1835, niedergelegt: „Er (Grabbe) kommt mir vor wie der westfälische Bauer par excellence, scharfsinnig, einfach, urgermanisch, geradezu auf das Rechte losgehend, aber auch sehr roh, vielleicht sogar undankbar“[26]. In seinen Memorabilien schreibt Immermann: „Sein Religiöses — was keinem Menschen fehlt — war Naturfrömmigkeit, eingesogen in den dunklen Waldschatten seines

---

[23]) Scherr, Dämonen, S. 204.

[24]) Ploch, Grabbes Stellung in der Literatur, S. 76.

[25]) Immermann, Memorabilien II, S. 35 f.

[26]) Bergmann, Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, S. 147. Stelle zum erstenmal hier voll zitiert.

herrlichen vaterländischen Gebirges. Oft blitzte mir, wenn die Mitteilung sich auf derartige Dinge lenkte, aus ihm etwas Urgermanisches, Altsassisches entgegen . . ."[27]).

Einer der wenigen Grabbedarsteller und Grabbekenner, die den Gedanken Immermanns aufnehmen, ist Nieten. Nieten spricht ausdrücklich vom „westfälischen Dramatiker Chr. D. Grabbe"[28]).

Er versucht, gewisse Eigentümlichkeiten Grabbes wie z. B. die Vorliebe für das Wunderbare, Frappante, die Gefühlskeusche, aus seinen Stammeseigentümlichkeiten herzuleiten[29]). Bei Betrachtung der „Hermannsschlacht" urteilt er, das ganze Werk Grabbes überblickend: „Grabbes Muse hatte hohen Flug versucht, aber er sank zurück in die niedere Sphäre, aus der er hervorgegangen. Aber aus dieser Tiefe erwuchs ihm eigentümliche schöpferische Kraft in einer Zeit, als es schon zu spät für ihn wurde. Grabbe fand sich erst selbst, als es bereits vorbei war"[30]).

Wir werden im Verlauf der Untersuchung sehen, daß Grabbe noch weit mehr, als Nieten meint, westfälischer Dichter war, daß die „Hermannsschlacht" nicht den eigentlichen Anfang der Besinnung Grabbes auf sich selbst darstellt, sondern daß Züge der Besinnung immer vorhanden gewesen sind und nachgewiesen werden können. Nach Nieten ist die Reihe der Hinweise auf Grabbe als westfälischen Dichter nicht mehr abgerissen.

Petsch betont 1918 in dem Aufsatz „Grabbe und seine Hohenstaufendramen": „In ihm (Grabbe) drängte eine Woge westfälischer Urkraft stürmisch gegen ihre Ufer und droht alle Dämme zu zerreißen . . ."[31]).

Friedrich, einer der Herausgeber des Grabbe-Buches von 1923, stimmt einen Hymnus auf das Westfalentum Grabbes an. Im Vorwort sagt er: „Die ganze wilde Rauheit deines kulturfernen Heimatwaldes ist in dir, und das Klippenrauschen der lippischen Bäche. Du warst ein deutscher Bauer und kanntest deinesgleichen"[32]).

Im selben Jahre schreibt Hankamer seinen Aufsatz „Grabbe, der Westfale" und hebt das Westfalentum Grabbes aufs stärkste hervor[33]).

Dann kommt Nadler mit dem vierten Band seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften". Nadler erkennt Wesen und Werk Grabbes als die dreifache Verzweigung des säch-

---

[27]) Immermann, Memorabilien II, S. 33.
[28]) Vgl. Nieten, Neue Kunde über Grabbe, S. 129.
[29]) Vgl. Nieten, a. a. O., S. 310.
[30]) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 358.
[31]) Der Zwinger, 1918, S. 58.
[32]) Friedrich, Das Grabbe-Buch, S. 7.
[33]) Vgl. Die Heimat, 1923, S. 66 ff.

sischen Geschichtsgeistes. Mit Josef Pape soll Grabbe auf der ersten Stufe gemeinsam haben den Blick für den nordisch-südlichen Widerspruch der deutschen Seele („Don Juan und Faust“, „Kaiser Friedrich Barbarossa“, „Kaiser Heinrich VI.“). Mit Theodor Mommsen soll Grabbe auf einer zweiten Stufe gemeinsam haben die sächsische Wendung zur Antike („Marius und Sulla“, „Hannibal“). Mit der Droste endlich soll Grabbe auf der dritten Stufe gemeinsam haben den Grundsatz des naturwirklichen, heimattreuen Geschichtsbildes („Die Hermannsschlacht“)[34]).

Die Deutung Nadlers ist sehr schematisch. Wir dürfen aber nicht über sie hinwegsehen. Die Richtigstellung und genauere Auslegung ist unsere Aufgabe.

In die Bahn Immermanns, Nietens und Friedrichs, freilich ohne deren tiefe überzeugungskraft, lenkt Schneider zurück, der letzte größere Biograph Grabbes. Schneider spricht einmal von dem „derben Westfalen“ Grabbe[35]). Ein andermal nimmt er Bezug auf „die grobkörnige niederdeutsche Urwüchsigkeit“ des Dichters[36]) oder auf die „niedersächsische Derbheit und Geradheit seines Wesens“[37]).

b) Das Selbstzeugnis.

Wesentlicher als das Zeugnis der Grabbekenner und Grabbeforscher, also das Schrifttumszeugnis über das Westfalentum Grabbes, ist das Selbstzeugnis Grabbes. Die Frage lautet, direkt gestellt: Hat sich Grabbe selbst als Westfale gefühlt? — indirekt gestellt: Hat sich Grabbe über ein inneres Verhältnis zum Westfalentum, d. h. über ein inneres Verhältnis zu Land und Leuten der engeren Heimat geäußert?

Aus methodischen Gründen bevorzugen wir die indirekte Fragestellung und zerlegen die Frage in zwei Teilfragen. Wir fragen zuerst: Was sagt Grabbe über sein Verhältnis zum lippischen Land, zur Scholle, zu seinen heimatlichen Bergen?

Zu unserer größten Verwunderung äußert sich Grabbe überhaupt nicht über sein Verhältnis zu seiner Heimat vor und während seiner Studentenzeit.

Der Gedanke an die Heimat packt ihn erst, als er fast am Leben zu scheitern droht. Am 21. Mai 1823 schreibt er aus Dresden an seine Eltern: „Es blüht und grünt hier, das Korn steht ellenhoch, ist es zu Hause auch so?“[38]) — die erste Erwähnung der Heimat.

---

[34]) Vgl. Nadler, Literaturgeschichte, S. 511 f.
[35]) Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 127.
[36]) Schneider, a. a. O., S. 134.
[37]) Schneider, a. a. O., S. 256.
[38]) WW V, S. 254,23 f.

Dann kehrt Grabbe heim. Über seine Empfindungen bei seiner Heimkehr erfahren wir etwas in dem Brief an Tieck vom 29. August 1823. Grabbe bekennt: „Mich ergriff's wie ein Krampf, als ich über die schwärzlichen Berge meiner Heimat dem traurigen Wiedersehn entgegen klettern mußte“[39]. In dem dritten Brief an Tieck aus Detmold vom 23. September 1823 nennt Grabbe dann seine Heimat seinen „Schlupfwinkel“[40], sein „Geburtsnest“[41] — jedoch ohne Bitterkeit. Der gleiche Brief enthält schließlich die erste ausdrückliche Würdigung der engeren Heimat. Grabbe schreibt: „Da ich hier mit wenigen Menschen umgehe, so schweife ich desto mehr in der Natur umher, sie ist wild und hübsch, und das ganze lippische Land rauscht von Bäumen, Waldbächen und fallenden Blättern“[42].

Nach dieser Niederschrift hören wir eine lange Zeit nichts mehr über das Verhältnis Grabbes zu seiner Heimat. Erst nach vier Jahren, am 3. August 1827 in einem Brief an Kettembeil, wirft Grabbe zusammenhangslos die Worte hin: „Heute ist ein schöner Tag, und wie die Karpfen im Sonnenschein mit blauen Rücken aus dem Wasser ragen, liegen die blauen Berge in der Ferne“[43]. Im gleichen Brief erfolgt die endgültige Bejahung der Heimat. Grabbe erklärt seinem Freunde: „Ich will doch lieber Jurist in Detmold als Poet in Dresden sein“[44].

Der Brief vom 13. August 1829 bringt das erste Lob Detmolds und seiner Umgebung vor allen Landschaften. Grabbe schreibt: „Du wirst hier eine schöne Gegend finden, wenn's nicht regnet. Das schönste Laubholz in Deutschland vielleicht“[45].

Nach diesem Lob schweigt Grabbe wieder lange Zeit. Dann aber kommen die Briefe aus Düsseldorf und mit ihnen das Bekenntnis der unbedingten Verbundenheit Grabbes mit der Scholle.

Seiner in größter Not lebenden Mutter teilt Grabbe in einem Briefe vom 14. Januar 1835 mit: „Auf den Garten kannst du nötigenfalls (ich schicke dir aber gewiß bald, bald!) borgen, aber verkauf' ihn nicht. Ich will einst da wohnen in einem kleinen Häuschen“[46]. In einem weiteren Brief vom 23. Februar 1835 beschwört Grabbe seine Mutter geradezu: „Verkaufe den Garten nicht ohne mein Wissen, denn ich hänge noch an der Laube“[47]. Das tiefste Bekenntnis legt

---

39) WW V, S. 258,29 ff.
40) WW V, S. 261,36.
41) WW V, S. 261,36.
42) WW V, S. 262,27 ff.
43) WW V, S. 294,20 ff.
44) WW V, S. 291,23 f.
45) WW V, S. 329,13 ff.
46) WW V, S. 82,25 ff.
47) WW VI, S. 102,6 f.

Grabbe endlich in dem Brief vom 3. Mai 1835 an seinen Landsmann Petri ab. Grabbe gesteht: „Mein Schiff mag, wie du sagst, etwas hochgehen. Indes ist der Zuchtmeisterjunge durch zu viele Verhältnisse getrieben, als daß er nicht wissen sollte, wie leicht aus dem Hochgehenden etwas schief oder zugrunde Gehendes werden kann. Darum kannst Du sicher sein, daß ich Lippe und die Gartenscholle, wo mein Vater grub, nicht vergesse, ja viel höher schätze als manches andere“[48]).

Wir wenden uns zur zweiten Teilfrage. Was sagt Grabbe über sein Verhältnis zu den Leuten seiner Heimat? Die Briefe zeigen eine unterschiedliche Haltung Grabbes zur sogenannten bürgerlichen Gesellschaft und zum einfachen Volk.

Der bürgerlichen Gesellschaft Detmolds steht Grabbe schroff und ablehnend gegenüber. Am 11. Januar 1822 schreibt Grabbe aus Leipzig an seine Eltern: „Ich bin bald (sehr bald) so weit, daß ich mich um all lippischen Räte, Assessoren usw. nicht mehr zu kümmern brauche“[49]). Die Haltung Grabbes mag mitbestimmt sein durch die Haltung der Gegenseite. In seinem Rechenschaftsbericht an Tieck vom 8. März 1823 äußert sich Grabbe ziemlich deutlich: „. . . Nun wird es gewiß jeder, dessen Inneres sich so gewaltsam und verschiedenartig entwickelt hat, wenigstens nicht unnatürlich finden, daß mitunter auch einige äußerliche, etwas heftige Ausdrücke des jugendlichen Mutes zum Vorschein kamen, meine etwas kleinstädtischen Landsleute mochten oder wollten dies jedoch nicht begreifen, so beurteilten sie mich nach ihrer engherzigen Kritik, und ich merkte, daß es um meine Laufbahn im Lippischen getan sei“[50]).

Ganz anders ist das Verhältnis Grabbes zum einfachen Volk, zu den einfachen Stammesgenossen.

Grabbe bejaht das Volk. Er hat bestimmte Erlebnisse in sein Werk aufgenommen. Schon Nieten betont: „. . . Was Grabbe besonders in seinen Gestalten nach dem Leben nachgebildet hat, ist der Typus des pfiffig verschmitzten Westfalenbauern, des verschlossenen düstertrotzigen Niedersachsen . . ., aus dem Leben gegriffen sind Leporello, der Schulmeister in „Scherz, Satire, Ironie“, Landolph und Wilhelm, Turnu, die Westfalen der „Hermannsschlacht“[51]).

Aus den Quellen können wir nur drei Bestätigungen der These Nietens anführen.

Am 25. Juni 1827 schreibt Grabbe an Kettembeil: „Laß erst den Don Juan die Zerline poussieren, als welches mir einfällt, indem

———

48) WW VI, S. 128,14 ff.
49) WW V, S. 234,39 f.
50) WW V, S. 246,39 ff.
51) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 396.

eben eine Frau vor mir steht, die eine Alimentationsklage gegen einen Soldaten anhängig macht"[52]). Ausgeführt ist dieses Erlebnis nicht im „Don Juan und Faust", sondern in der „Hermannsschlacht" — in der Klage der Erneste Klopp gegen Katermeier[53]).

Durch Ziegler wissen wir, daß die Thusnelda nach dem Vorbild der Meierfrau vom Sültehofe geschaffen ist. Grabbe soll gesagt haben: „Ja, Hermanns Thusnelda wird wie die Meierfrau vom Sültehofe, die Sache gefällt mir außerordentlich, und alles ganz lebensfrisch"[54]).

Die dritte Bestätigung der Menschengestaltung nach dem Leben bietet der berühmte Brief Grabbes über die Entstehung der „Hermannsschlacht" an seine Frau vom 8. Januar 1835. Grabbe bekennt: „. . ., und der Gedanke an die Heimat (der einem in der Fremde wohl kommt, jedoch nicht mit Heimweh zu verwechseln ist) hat mich auf etwas aufmerksam gemacht, was mir so nahe lag: nämlich ein großes Drama aus der Hermannsschlacht zu machen, alle Täler, all das Grün, alle Bäche, alle Eigentümlichkeiten der Bewohner des lippischen Landes, das Beste der Erinnerungen aus meiner, so viel ich davon weiß, auch wenn Du willst, aus Deiner Kindheit und Jugend sollen darin grünen, rauschen und sich bewegen"[55]).

Wir sehen: Erlebnisse und Erinnerungen aus dem täglichen Leben sind in das Werk Grabbes eingegangen. Wie steht es aber nun mit Äußerungen von Grabbe selbst über eine besondere Verbundenheit mit dem einfachen Volke?

Die stärkste Berührung mit dem Volke fand statt während der Auditeurzeit. Die Briefe aus der Zeit enthüllen keine besondere Verbundenheit Grabbes mit dem einfachen Volke, sie bezeugen bloß die Tatsache der Beschäftigung Grabbes mit ihm, vor allem mit den lippischen Bauern.

In einem Briefe an Kettembeil vom 4. Mai 1827 erwähnt Grabbe nebenbei: „Während ich den Brief hier schreibe, sind gewiß 20 Bauern und Soldaten bei mir gewesen"[56]). In dem Schreiben an Steinmann vom 2. August 1829 betont Grabbe nach der Schilderung seines literarischen Schaffens: „Dabei Bauern, Prozesse, Untersuchungen . . ."[57]). Die Hast seines Briefes an Luise Klostermeier vom 27. August 1831 entschuldigt Grabbe mit den Worten: „Bauern um mich. Deshalb die Eile"[58]).

---

[52]) WW V, S. 284,10 ff.
[53]) Vgl. WW. IV, S. 245,28 ff.
[54]) Ziegler, Grabbes Leben und Charakter, S. 172 f.
[55]) WW VI, S. 76,28 ff.
[56]) WW V, S. 270,36 f.
[57]) WW VI, S. 334,18 f.
[58]) WW VI, S. 27,23.

Worte einer inneren Teilnahme, ausdrückliche Hinweise auf eine innere Verbundenheit Grabbes mit den lippischen Bauern fehlen. Wir wundern uns um so mehr, als Grabe doch so stark seine Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle betonte. Aber ist das Schweigen der Briefe ein Beweis gegen die Verbundenheit überhaupt? Gewiß nicht! Das Werk Grabbes offenbart, was die Briefe verschweigen. Die Gestaltung der niederdeutschen Menschen in den Dramen gibt erst den eigentlichen Kommentar dazu, was Grabbe in den einfachen Typen der Menschen seiner Heimat gesehen, welche Kräfte er in ihnen entdeckt hat.

Abschließend können wir feststellen: Die Verbundenheit Grabbes mit der heimatlichen Scholle, seine zugegebene objektive Beschäftigung mit den einfachen Stammesgenossen und der Hinweis auf den Eingang dieser Beschäftigung ins dichterische Werk weisen hin auf eine starke Verwurzelung des Dichters im westfälischen, niederdeutschen Stammestum.

Das indirekte Zeugnis über dieses sein Westfalentum stützt und ergänzt das Schrifttumszeugnis.

2. Die „Nordheit“ (= nordische Art) Grabbes.

Unsere deutsche Dichtung überblickend, schreibt Günther in seinem Büchlein „Rasse und Stil“: „. . . Werke wie die . . . Hebbels und Droste-Hülshoffs können als Beispiele nordischer Kunst gelten“[59]). Es ist anzunehmen, daß Günther (als Rassenkundler) bei Abgabe dieses Urteils zuerst die äußere Erscheinung Hebbels und der Annette im Auge gehabt hat. Rein äußerlich (d. h. nach den Maßstäben der beschreibenden Rassenkunde) gesehen, kann Grabbe natürlich nie mit seinen niederdeutschen Stammesgenossen, dem Dithmarschen Hebbel und der Westfälin Droste-Hülshoff, in Wettbewerb treten — und doch ist er innerlich einer der nordischsten deutschen Dichter.

Diese Erkenntnis ist Errungenschaft der jüngsten deutschen Gegenwart. Andeutungen, freilich unklar und verschwommen, finden sich aber schon im früheren Schrifttum über Grabbe.

Es ist ein erster Hinweis auf die „Nordheit“ (= nordische Art) Grabbes, wenn Immermann von dem „Urgermanischen“ und „Altsassischen“[60]) spricht, das ihm oft bei Grabbe entgegengeblitzt sein soll. Genau so verhält es sich mit der Bemerkung von Petsch über die „westfälische Urkraft“[61]), die nach seinem Urteil in Grabbe drängte.

---

[59]) Günther, Rasse und Stil, S. 29.
[60]) Vgl. S. 20.
[61]) Vgl. S. 20.

Daß Immermann und Petsch das „Urgermanische" oder die „westfälische Urkraft" nicht als die rassische germanisch-nordische Grundsubstanz bei Grabbe erkannten, ist ihnen nicht zum Vorwurf zu machen. Als Immermann sein Urteil über Grabbe niederschrieb, ahnte noch kein Mensch etwas von Rasse, und als Petsch seinen Aufsatz abfaßte, war die Rassenkunde gerade im Entstehen begriffen. Wesentlich ist, daß beide, Immermann und auch Petsch, instinktiv die letzte Voraussetzung des dichterischen Schaffens von Grabbe erkannten, besser — erahnten.

Der Begriff „nordisch" für Grabbe ist in die Literaturgeschichte eingeführt worden von Nadler. Er schreibt: „Grabbes nordische Haltung verriet sich in der widerklassischen und gegenromantischen Anlage beider Erstlinge"[62]). Eine genauere Ausdeutung des Begriffes „nordische Haltung" gibt Nadler nicht. Wir sind leider nicht in der Lage, den Nadlerschen Begriff eindeutig biologisch zu deuten, zumal wir schon in der Einleitung gesehen haben, wie sehr Nadler das erbmäßig Biologische in eine geistige Sphäre zieht.

Klarer als Nadler, freilich auch noch nicht in unserem Sinne, drückt sich Schneider aus. Schneider spricht von der „nordischen Orientierung" Grabbes. In seinem kurzen Aufsatz für die Detmolder Festschrift sagt er: „Sicher . . . war Grabbe entschiedener noch als Hebbel, den doch der Bildungsdrang der nachgoetheschen Zeit nach Italien führte, und entschiedener auch als Ibsen, der sich aus einem norwegischen zu einem europäischen Dichter entwickelte, ausgesprochen nordisch orientiert"[63]). Als Beispiel für diese nordische Orientierung Grabbes führt Schneider das Studium nordischer Literatur und Geschichte in den Gymnasialjahren noch vor dem Entwurf des „Gothland" an (Selbstzeugnis Grabbes in einem Brief an Kettembeil vom 23. September 1827) und weiter die scharfe intuitive Erfassung typischer Eigenschaften des nordischen Menschen (Ausdeutung zweier Aphorismen in einem Brief an Immermann vom 8. Juli 1835)[64]). Wir vermissen an den Ausführungen Schneiders über die nordische Orientierung Grabbes die Erklärung ihrer Herkunft. Nordische Orientierung, Anziehung durch das Nordische, intuitive Erfassung des Nordischen sind letzten Endes sekundäre Eigenschaften. Was ist der primäre Grund? Wir sagen: die nordische Anlage Grabbes, seine „Nordheit" (= nordische Art) und verstehen darunter mit Günther die Bestimmung durch das nordische Blut.

Ein eigentliches Selbstzeugnis Grabbes über seine „Nordheit" (= nordische Art) gibt es natürlich nicht. Wir sind auf Rückschlüsse

---

[62]) Nadler, Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 510.

[63]) Schneider, Heimat und Reich, 1936, S. 328.

[64]) Zur Frage vgl. Schneider, Heimat und Reich, 1936, S. 328.

aus dem dichterischen Werk angewiesen. Voraussetzung des ganzen Verfahrens ist die Überzeugung, daß sich die Art eines Dichters in seinem Werke spiegelt — und umgekehrt, daß das Werk eines Dichters Ausdruck seiner Art ist.

Es wird sich zeigen, daß die Wesenszüge der niederdeutschen Menschen Grabbes nordische Prägung haben. Die Fähigkeit nordischer Menschengestaltung läßt sich aber bei einem echten Dichter — und das ist Grabbe — nur erklären aus seiner „Nordheit" (= nordische Art), aus seiner Bestimmung durch das nordische Blut. Was ein Dichter nicht ist, kann er auch nicht in seine Menschenschöpfungen hineinlegen, was er aber ist, das spiegelt sich bestimmt in seinen Gestalten wider.

3. Die Volkhaftigkeit Grabbes.

Zu den beiden Grundvoraussetzungen des dichterischen Schaffens bei Grabbe: Verwurzelung im niederdeutschen Stammestum und „Nordheit" (= nordische Art) tritt als dritte sich daraus ergebende Voraussetzung die Volkhaftigkeit.

Es ist verwunderlich, daß in keinem der Zeugnisse über die Seinsbestimmungen Grabbes und damit über die Grundlagen seines Werkes die Linien vom westfälischen und nordisch bestimmten Dichter Grabbe zum volkhaften Dichter Grabbe gezogen worden sind.

Daß Nadler im Stammhaften und in unklaren Andeutungen über die rassische Grundlage stecken bleibt, ist zu verstehen. (Die typisch stammhafte Anlage Grabbes dient seinem Plan, der Erhärtung der Theorie von der primären Erscheinung des Stammes. Mehr als stammhafte Züge will Nadler nicht sehen.) Daß aber keiner der anderen nach Nadler den Vorstoß zur tieferen Würdigung getan hat, bleibt unerklärlich.

Die junge Generation sieht in Grabbe mehr als einen nur-stammhaft-rassehaft gebundenen und bestimmten Dichter. Sie wertet Grabbe als volkhaften Dichter. Dabei ist sie überzeugt, daß Grabbe dies ist, weil er so tief und klar nordisch bestimmter westfälischer Dichter ist.

Schon die Äußerungen von Grabbe selbst weisen klar und deutlich auf seine Volkhaftigkeit hin.

Im Brief an Petri vom 3. Mai 1835 schreibt Grabbe: „Gefühl fürs Vaterland ist bei wenigen so stark, wie bei mir"[65]). Den Grund hierfür gibt er im unmittelbar vorausgehenden Satz an. Er heißt: Verbundenheit mit der Scholle der Väter[66]).

---

[65]) WW VI, S. 128,20 f.

[66]) Vgl. WW VI, S. 128,18 f.

Durch das kurze Leben Grabbes von seiner ersten Heimkehr nach Detmold bis zu seinem Tode geht eine ernste Sorge um das Schicksal Deutschlands.

Am 3. August 1827 schreibt er an Kettembeil: „Deutschland ist das Herz (erg. Europas), ach Gott ja, es ist zerrissen, wie nur ein Herz sein kann"[67]).

Unerschüttert, sich selbst treu, steht Grabbe den verderblichen Zeitströmungen des Liberalismus, der aufkommenden jüdisch beeinflußten Journalistik und der faden Literaturmache des Jungen Deutschland gegenüber. Aus einer volkhaften Verantwortlichkeit setzt er sich ab gegen den „Zeitgeist". Über den Liberalismus äußert sich Grabbe in einem längeren Brief an Immermann vom 22. Dezember 1834. Er sagt darin unter anderem: „Meinem Wesen sagt . . . vor allem Ihre Ansicht über den Liberalismus und seine Söhne zu. Dieses Gesindel, das . . . da schreibt, um Lob und Diäten zu haben, . . . diese Versammlungen von 100 Narren für einen Thron, . . ., wie manche sogenannte Kammer, könnten mich Despotie zurückwünschen lassen"[68]).

Die Stellungnahme Grabbes gegen die aufkommende jüdisch beeinflußte Journalistik zeichnet sich aus durch die klare Erkenntnis seiner Andersartigkeit und das Bewußtsein einer höheren Wertigkeit seines Schaffens. Grabbe entwickelt seine Stellungnahme in einem Brief an Kettembeil vom 20. Oktober 1831 im Anschluß an dessen Forderung, aus dem „Kosciusko" nicht nur ein zeitgemäßes, sondern auch ein in die Zeit sich fügendes Werk zu schaffen. Der Forderung Kettembeils setzt er folgende bezeichnende Sätze entgegen: „Das letztere (die Forderung K.) hält bei mir freilich schwer, denn so ganz kann ich mich nicht überwinden, geniale Flugblättchen zu Bänden zu füllen, und weiter sind z. B. Börnes und Heines neuere Schriften doch nichts. Etwas muß ich doch auch selbst an meinen Sachen lieb haben. Ich glaube, wir stehen auf dauerhafteren Füßen als diese Sommervögel"[69]).

Die literarische Zeitströmung des Jungen Deutschlands reißt den Westfalen Grabbe nicht mit sich fort. „Sie wollten mich auch fangen. Ich hütete mich, . . ."[70]) schreibt Grabbe über die Jung-

---

[67]) WW V, S. 294,35 ff.

[68]) WW VI, S. 66,30 ff.

[69]) WW VI, S. 34,3 ff. Über Heine und Börne vgl. weiter WW. VI, S. 42,15—19, S. 103,35—37. Über Heine allein vgl. WW VI, S. 159,16—23, S. 160,26—29.

[70]) WW VI, S. 175,28 f. Brief vom 21. Juni 1836.

deutschen. Mit untrüglichem Instinkt erkennt der Dichter, was ihn von der Zeit und ihren „Trompetern", den Poeten trennt. Sie erscheinen ihm als Bruchstückmenschen ohne Mut und Lebensfrische, ohne Talent[71]), ohne seelische Substanz — er, Grabbe, aber ist ein Stück Naturkraft mit dem leidenschaftlichen Willen zum Volke, kernhafter westfälisch-volkhafter Dichter in einer richtungslosen, den Einflüssen des Tages ausgesetzten Zeit.

Dreimal in seinem dramatischen Werk hat Grabbe aus stammhafter Verbundenheit, nordischer Substanz und volkhaftem Drang volkhafte Dichtung geschaffen.

Der erste Versuch ist die „Literaturkomödie" „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung".

Das Lustspiel ist und will nicht sein ein Meisterstück spielenden Wort- und Sachwitzes. Es ist der erste ernste Protest eines Dichters gegen die papierene Tagesliteratur des Vormärz. Schneider nennt das Stück eine „Zuchtrute in der Hand des Schöpfers"[72]). Er meint: „Grabbe wollte seine Generation mit seinem Lustspiel wegen ihrer kunstkritischen Lethargie durchpeitschen"[73]). Das ist richtig, aber es muß hinzugefügt werden — dieses Durchpeitschen geschieht nicht um des Durchpeitschens willen, es geschieht aus volkhaftem Verantwortungsgefühl. Grabbe protestiert und peitscht durch im Namen des Gesamtvolkes und der gesamtdeutschen Entwicklung, und zwar, wie sich zeigen wird, durch den Mund niederdeutscher Menschen. Damit erfüllt Grabbe eine der wesentlichen Voraussetzungen des volkhaften Dichters. Denn das ist kennzeichnend für den volkhaften Dichter, daß er das Leben, das Denken, das Fühlen und das Wollen des Ganzen, wie es unabhängig von der Zeitlage substanzhaft in ihm lebt, durch den stammhaft gebundenen Einzelnen hindurchscheinen läßt. In diesem Sinne kommt dem Lustspiel „tiefere Bedeutung" zu.

Den zweiten Vorstoß zur volkhaften Dichtung hat Grabbe unternommen in seinen Hohenstaufendramen, und zwar von der Volksgeschichte aus und zur Volkspolitik hin.

Die deutsche Volksgeschichte und Volkspolitik war und ist ihrem Wesen nach nie imperialistisch. Ihre dauernden Ergebnisse lagen und liegen in der im Frühmittelalter begonnenen und heute zu beendenden Rückbesiedlung des deutschen Nordost- und Südostraumes. Diese Grundverpflichtung und dieses Grundbewußtsein ist dem deutschen Volke nie verloren gegangen. Die Hohenstaufendramen Grabbes sind ein politischer Weckruf.

---

[71]) Vgl. WW. VI, S. 40,30—38.

[72]) Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 135.

[73]) Schneider, a. a. O., S. 135.

Grabbe läßt zwei Reichsideen aufeinanderstoßen: die Imperiumidee der Staufer und die Siedlungsidee des Welfen. Er erklärt die Empörung des Löwen und seiner Gefolgsmannen aus ihrer besonderen Art, aus ihrer Gebundenheit an die heimatliche Scholle, an den Nordraum ihrer Herkunft. Mit der Herausarbeitung der Reichsidee Heinrichs des Löwen und seiner Niedersachsen griff Grabbe seiner Zeit weit voraus. Sie konnte ihn einfach nicht verstehen. Wir Deutsche der Gegenwart erkennen erst, wie sehr Grabbe in seinen Hohenstaufendramen in der Schilderung der erdhaften niedersächsischen Gegner des weltoffenen Barbarossas volkhafter Dichter war.

Schon Nieten wies darauf hin, daß Grabbe sich selbst in der „Hermannsschlacht" gefunden habe[74]). Schneider betont, daß Grabbe in diesem Drama mit der kulturhistorischen Halbschürigkeit aufgeräumt habe, daß die Germanen des Dramas westfälische Bauern, Bäuerinnen und Handwerker seien, daß die ländlichen Kulturverhältnisse seiner Heimat auf das erste nachchristliche Jahrhundert übertragen worden seien[75]). Aber, es genügt uns heute nicht mehr, die „Hermannsschlacht" nur als Heimatdrama gewertet zu wissen. Wir erkennen in diesem „reifsten und zugleich erschütterndsten gescheiterten Werk"[76]), wie Lugowski einmal formuliert hat, das Beispielhafte eines Volkskampfes, geführt aus notwendiger Selbstbehauptung und elementarem Freiheitsdrang. Wir fühlen, daß in diesem Stück etwas von den ewigen Kräften steckt, die ein Volk bewegen, schützen und erhalten. In diesem Sinne ist das Werk Grabbes, der „ungezähmte Mythos des Teutoburger Waldes"[77]), ein echtes Stück volkhafter Dichtung und Grabbe, sein Schöpfer, ein volkhafter Dichter.

Obenauer führt als Kennzeichen des volkhaften Dichters „eine tiefste, letzte Wesens- und Existenzbeziehung zwischen dem Genius des Dichters und des Volkes"[78]) an. Dieses Kennzeichen trifft auf Grabbe zu. Das Bezeichnende aber ist, daß gerade seine spezifisch volkhaften Stücke von niederdeutschen Menschen getragen werden. Es ist selbstverständlich, daß in der Gestaltung dieser Menschen das Wesentlichste steckt, stecken muß, was der nordisch bestimmte, im westfälischen Stammestum wurzelnde und zu volkhaften Werten vorstoßende Grabbe überhaupt über deutsches Menschentum zu sagen hatte.

---

[74]) Vgl. Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 358.

[75]) Vgl. Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 323.

[76]) Vgl. Lugowski, Zeitschrift f. d. Bildung, 1936, S. 430.

[77]) Lugowski, a. a. O., S. 430.

[78]) Obenauer, Volkhafte und politische Dichtung, S. 15.

II. Der niederdeutsche Mensch im Drama Grabbes als Ausgangspunkt für eine Wesensbestimmung des nordisch bestimmten deutschen Menschen.

Kindermann spricht für alle, die es Ernst nehmen mit einer neuen Literaturwissenschaft, wenn er sagt: „Das Bild des deutschen Menschen in der deutschen Dichtung aufzuzeigen, dieses nie noch bisher gültig und umfassend versuchte Unterfangen, gehört . . . für morgen zu den wesentlichen Zukunftsaufgaben einer Literaturwissenschaft, die volkhafte Lebenswissenschaft sein will“[79]).

Diese Untersuchung will nur einen Beitrag zu jenem kommenden Unterfangen liefern. Dabei geht sie aus vom niederdeutschen Menschen, wie er uns von dem nordisch bestimmten, westfälisch-volkhaften Dichter Christian Dietrich Grabbe geschildert wird, um daraufhin vorzustoßen zur Beantwortung der Frage nach dem Wesen des deutschen Menschen.

Dem Verfahren liegt allerdings eine letzte Voraussetzung zugrunde, nämlich die, daß „das“ Bild des deutschen Menschen in der deutschen Dichtung nur das Bild des nordisch bestimmten deutschen Menschen sein kann, und daß sein reinster Typus der niederdeutsche Mensch ist, gestaltet von Dichtern niederdeutscher Art und nordischen Blutes.

Die Überzeugung ist begründet im Wesen der volkhaften Literaturschau rassischer Grundlage, aber es handelt sich in ihrem Ansatz nicht um eine Eigenerkenntnis, sondern um eine „vorausgesetzte“ Erkenntnis. Diese „vorausgesetzte“ Erkenntnis ist genau so wie die Erkenntnis der neu gründenden und gegründeten rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung der angewandten Rassenkunde entwachsen — und der Verbindungsmann ist hier wie dort Günther.

Durch die Ergebnisse der Rassenkunde steht ein für allemal fest, daß die nordische Rasse etwa 50 % des deutschen Blutes stellt[80]), daß im Teilhaben am gemeinsamen Einschlag nordischer Rasse die innere Einheit aller deutschen Stämme beruht[81]), und daraus folgernd: „daß die Bedingtheit durch nordisches Blut das Wesen der Deutschheit ausmacht“[82]) und ohne diese nordische Bedingtheit eben nicht mehr Deutschheit ist[83]).

---

[79]) Kindermann, Dichtung und Volkheit, S. 74.

[80]) Vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 295.

[81]) Vgl. Günther, Der nordische Gedanke unter den Deutschen, S. 40.

[82]) Günther, a. a. O., S. 27.

[83]) Vgl. Günther, a. a. O., S. 60.

Die Literaturwissenschaft von morgen mit ihrer Fragestellung nach dem Bild des deutschen Menschen in der deutschen Dichtung kann sich den Feststellungen und Folgerungen der Rassenkunde nicht verschließen. Will sie volkhafte Lebenswissenschaft sein, dann muß sie als „das“ Bild des deutschen Menschen in der deutschen Dichtung das Bild des nordisch bestimmten deutschen Menschen herausstellen und notwendigerweise dem niederdeutschen Menschen in niederdeutscher Dichtung als dem Typus des nordisch bestimmten deutschen Menschen besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Denn zweierlei steht fest:

1. Niederdeutschland ist das Gebiet des Vorwiegens der nordischen Rasse in Deutschland[84]).

2. Das Niederdeutsche steht im „Lebensgefüge“ dem germanisch-nordischen Grunde des deutschen Volkstums am nächsten[85]).

Rückwärts, vom Volksganzen her gesehen, bedeutet diese Feststellung eine besondere Würdigung des Stammhaften — aber zugleich auch eine besondere Gefahr stammhafter Verengung. Martini weist darauf hin, wenn er sagt: „Es besteht die Gefahr, mit Bezeichnungen wie niederdeutsch, niedersächsisch Gewicht und Tiefenlage mancher Wesenszüge ungebührlich zu verengen, sie vom Gesamtsein des Volkstums abzuschneiden“[86]). Alles kommt darauf an, die Gefahr der möglichen Verengung zu vermeiden. Unsere Aufgabe muß daher sein, durch die stammhaft gebundenen, geschichtlich begreifbaren Erscheinungen, die Wesenskräfte und Wesenszüge aufzuzeigen, „die als durchaus germanischer Art, für den deutschen Menschen überhaupt Geltung besitzen, hier nur besondere Ausformung erfahren“[87]).

Die Aufgabe ist für den vorliegenden Fall als gelöst zu bezeichnen, wenn sich die Ergebnisse über Sein und Wesensart des niederdeutschen Menschen bei Grabbe mit den Forschungsergebnissen der niederdeutschen Volks- und deutschen Rassenkunde zur Deckung bringen lassen. Nur in diesem Fall ist Gewähr gegeben, daß die Untersuchung nicht im Stammhaften versandet oder in allgemeinen Mutmaßungen über eine angenommene „Kontinuität“: germanisch-nordisch — niederdeutsch — deutsch endet.

---

[84]) Vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 274 f.

[85]) Vgl. Martini, Dichtung und Volkstum, 1937, S. 420.

[86]) Martini, Dichtung und Volkstum, 1937, S. 420.

[87]) Martini, a. a. O., S. 420 f.

1. Der niederdeutsche Mensch in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung".

Tobies und Konrad, der Schulmeister, der Baron und Liddy — niederdeutsche Menschen.

Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" ist nur äußerlich noch Fortsetzung der romantischen Literaturkomödie, innerlich bedeutet es schon fast die Überwindung. Ansatzmäßig spürt man in dem Stück die erste Hinwendung Grabbes vom „Geist" zur „Wirklichkeit", die erste Besinnung auf sich selbst.

Im „Gothland" ging Grabbe über sich selbst hinaus. Er wollte originell scheinen. In „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" *ist* Grabbe „originell".

Sein Lustspiel ist drastischer, derber, aber auch gehaltvoller als jede romantische Literaturkomödie, die man etwa zum Vergleich heranziehen könnte. Das ganze Stück ist eine echte Ausgeburt Grabbescher Laune — und die Hauptpersonen sind niederdeutsche Typen, vom Dichter z. T. gezeichnet mit beißendem, echt niederdeutschem Humor. Deutlich blickt das Erlebte, das Niederdeutsche in der Dichtung durch.

Die dargelegte Gesamtauffassung von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" ist neu. Einzelhinweise finden sich natürlich verstreut im Schrifttum. Im großen und ganzen aber ist der Beweis aus dem Stücke selbst zu führen, vor allem an Hand der Menschengestaltung.

Die Briefe geben keinen Anhalt, das Stück in der engeren Heimat Grabbes spielen zu lassen oder die Menschendarstellung als Niederschläge bestimmter Jugendeindrücke aufzufassen. Grabbe äußert sich, wie wir gesehen haben, vor seiner Rückkehr aus Dresden überhaupt nicht über sein Verhältnis zur Heimat. Er äußert sich nur negativ über das Verhältnis zu seinen Landsleuten.

Trotzdem weisen verschiedene Zeichen nach Detmold.

An das Jagdschloß Lopshorn im Teutoburger Wald erinnert die ursprüngliche Bezeichnung Lopsbrunn für das Waldschlößchen des dritten Aktes, eine Bezeichnung, die erst später in Schallbrunn umgeändert wurde[88]).

An die engere Heimat erinnert weiter die sachgemäße und treffende Schilderung des patriarchalischen Verhältnisses der Gutsherrschaft zu den Dorfbewohnern. Es ist tatsächlich nicht nötig, das Schloß und das Dorf des Barons von Haldungen, die Gutsherrschaft und die Dorfbewohner, irgendwo zwischen Dresden, Leipzig und

---

[88]) Vgl. Wukadinović, Einleitung zum Lustspiel. WW I, S. 198.

Berlin zu suchen[89]). In dieser Gegend hatte Grabbe keine Anhaltspunkte. Er ist ja auch, soviel wir wissen, von Leipzig und Berlin aus kaum aufs Land gekommen.

An die engere Heimat erinnert zuletzt und vor allen Dingen die lebenswahre Schilderung des Bauern Tobies, des Schmiedes Konrad, des Schulmeisters, des Barons und seiner Nichte. Man ist gezwungen, irgendwelche Niederschläge früherer Jugenderlebnisse aus der Detmolder Zeit anzunehmen, obwohl direkte Zeugnisse fehlen.

Die Lebenstreue der einfachen Dorfbewohner hat schon Ploch zugegeben[90]) — freilich er allein.

Für die Zeichnung des Schulmeisters nach dem Leben sind die meisten Grabbeforscher eingetreten. Hier beginnt Ploch als erster einer ganzen Reihe. Wir können kein Lob von ihm erwarten. Uns genügt aber das Geständnis im Nebensatz seiner Aussage: „Der Schulmeister ist zwar eine karnevalistisch verunstaltete Figur, die aber dennoch ihrer Grundlage nach der Wirklichkeit entnommen ist"[91]). Ein anderes Mal sagt er vorsichtiger: „Es wäre möglich, daß Grabbe sowohl wie Lenz für ihre Magister lebende Persönlichkeiten als Modelle benutzt hätten"[92]). Wesentlich weiter als Ploch geht Nieten. Er versucht, den Schulmeister in der nächsten Detmolder Umgebung Grabbes festzulegen. Nieten sagt: „Der Schulmeister kann mit seinen lateinischen Zitaten wohl an den Wenzelaus in Lenzens Hofmeister erinnern, aber Grabbes Witz ist viel beißender. Auch mag unter den Bekannten des alten Grabbe wohl ein solcher Schultyrann aus einem lippischen Dorfe gewesen sein, der alles weiß, überall seine Nase hineinsteckt und die Schinken seiner Schüler ohne Gewissensskrupel akzeptiert"[93]). Metz in seiner Dissertation urteilt nüchterner. Er stellt fest: „Wir haben von Grabbe keine Angaben, ob er Selbsterlebtes oder Gehörtes festhält"[94]). Indes, er fährt fort: „Es liegt wohl die Vermutung nahe, daß er Reminiszenzen, vielleicht auch Anekdoten in lebhafter Weise auffrischt und mit derbem Humor ausstattet"[95]).

Für die Annahme, daß auch der Schilderung des Kreises der Adligen ein bestimmtes Erlebnis zugrunde liegen könnte, hat sich bisher nur Nieten eingesetzt. Er äußert sehr vorsichtig: „Möglicherweise sind die vornehmen Personen Portraits der Adeligen (Üchtritz?), mit denen Grabbe in Berlin verkehrte"[96]).

---

89) Vgl. Metz, Grabbes Lustspiel, S. 4.
90) Ploch, Grabbes Stellung in der deutschen Literatur, S. 164.
91) Ploch, a. a. O., S. 164.
92) Ploch, a. a. O., S. 156.
93) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 89.
94) Metz, a. a. O., S. 56.
95) Metz, a. a. O., S. 56.
96) Nieten, a. a. O., S. 88.

Zu der Mutmaßung Nietens ist zu sagen, daß keiner der Berliner Adligen, mit denen Grabbe in Berührung gekommen ist — und wir kennen sie genauer seit der Untersuchung Bergmanns —, auch nur in irgendeiner Weise mit dem Bild übereinstimmt, das Grabbe vom Baron von Haldungen entwirft. Die Gleichsetzung des Barons mit Üchtritz ist abwegig, noch viel abwegiger die Gleichsetzung des Freiherrn von Wernthal mit Üchtritz. In Berlin finden sich keine Parallelen. Die kernigen Naturen des Barons und seiner Nichte lassen eher auf uns unbekannte Adlige der Detmolder Umgebung Grabbes schließen als auf Vertreter der Adelskreise des damaligen Berlin.

Vom streng wissenschaftlichen Standpunkt mögen Bedenken bestehen, die Dorfbewohner, den Schulmeister, den Baron und seine Nichte als Menschen der engeren Heimat Grabbes aufzufassen. Direkte Zeugnisse lassen sich, wie gesagt, nicht beibringen, und die Hinweise im Schrifttum sind nicht überzeugend. Diese Untersuchung wagt es trotzdem, die herausgehobenen Gestalten des Lustspiels als Menschen, die aus dem Erleben Grabbes genommen sind, als niederdeutsche Menschen zu deuten. Die letzte Rechtfertigung kann erst die zusammenfassende Charakteristik des niederdeutschen Menschen im Verlauf und am Schluß der Arbeit geben. Den inneren Wahrheitsbeweis aber muß der ständige Vergleich herausgestellter Eigenschaften des niederdeutschen Menschen (im Lustspiel) mit den Ergebnissen der niederdeutschen Volkskunde liefern.

Die Bauern allgemein, Tobies und Konrad.

„Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ zeigt die ersten Ansätze der Beschäftigung Grabbes mit dem Bauerntum überhaupt, mit dem niederdeutschen Bauerntum im besonderen. Diese Beschäftigung geschieht zu einer Zeit, da die Briefe noch schweigen. Freilich, Grabbe ist noch sehr voreingenommen. Die Echtheit und Kraft der Bauern, die mit ihrer Scholle verwachsen sind, erkennt er noch nicht. Er kommt nur zu „sehr“ allgemeinen und „sehr“ besonderen Aussagen. Meistens aber bleibt Grabbe im Scherz, in der Satire, in der Ironie stecken.

Eine erste allgemeine Aussage über das Bauerntum liegt in der ironischen Bemerkung des Teufels über den Versuch seiner Großmutter, das Wesen der Tugend einzusehen. Vom Dichter Rattengift nach den Nebenbeschäftigungen der Hölleninsassen gefragt, erklärt der Teufel:

> „Na, in den Nebenstunden machen wir gewöhnlich aus den Geistern, weil sie unsichtbar und deshalb auch durchsichtig sind, Fensterscheiben oder Brillengläser. So hatte neulich meine Großmutter, als sie die sonderbare Grille bekam, das Wesen der Tugend einzusehen, sich die

> beiden Philosophen Kant und Aristoteles auf die Nase gesetzt, da es ihr aber dadurch immer dunkler vor den Augen wurde, so machte sie sich statt dessen eine Lorgnette von zwei pommerschen Bauern und konnte nun so deutlich sehen, als sie nur wollte“[97]).

In der ironischen Bemerkung von der „Undurchsichtigkeit“ der Philosophen und der „Durchsichtigkeit“ der Bauern schwingt etwas mit von dem Naturburschentum Grabbes. Die Worte des Teufels zeigen, wie verständnislos Grabbe den philosophischen Tugendlehren gegenübersteht, wie klar und eindeutig aber er sich zur unreflektierenden, vom Denken nicht angekränkelten Art niederdeutschen Bauerntums bekennt. Die angeführte Stelle kann meiner Meinung nach nur gedeutet werden als ein allgemeiner Hinweis Grabbes auf die innere Einfachheit niederdeutscher Bauern, die „tugendhaft“, d. h. ihrer natürlichen Anlage gemäß handeln — ohne nachzudenken.

Bestimmter auf die Bauern des Lustspiels bezogen sind die Worte des Teufels an Rattengift beim Abschied.

> Teufel. Genug! Ich habe nicht länger Zeit! — Wenn Sie meiner einstmals bedürfen sollten, so wissen Sie, daß ich in der Hölle wohne. Hier von dem Dorfe ist dieselbe etwas weit weg, wenn Sie aber extra schnell dahin gelangen wollen, so müssen Sie nach Berlin reisen . . . oder nach Dresden . . . oder nach Leipzig . . .[98])

Grabbe, der Sproß einfacher lippischer Bauerngeschlechter, spielt mit den Worten des Teufels an auf seine Erlebnisse an zweifelhaften Orten in den Großstädten seiner Studentenzeit. Das beweist die Stelle, ganz mitgeteilt und im Zusammenhang betrachtet. Wesentlich ist, daß Grabbe die Sittenverwirrung der Großstadt, wie er sie erlebte, abhebt gegen die Unverdorbenheit der Sitten auf dem Lande. Wenn wirklich Niederdeutsches im Lustspiel Grabbes durchblickt, dann steckt in dieser Abhebung ein erster bestimmterer Hinweis. Die Gesundheit und Unversehrtheit der niederdeutschen Sitten sind der Grund dafür, daß das Dorf des Barons von Haldungen mit seinen niederdeutschen Bauern von der Hölle „etwas weit weg“ ist.

Mit den beiden mitgeteilten Zitaten sind die allgemeinen Aussagen Grabbes über niederdeutsches Bauerntum erschöpft. Nicht viel ergiebiger ist die Einzelschilderung der Dorfbewohner. Sie ist knapp und karg und noch nicht typisch, d. h. allgemein zutreffend für den einzelnen niederdeutschen Bauern.

Gut beobachtet an dem Bauern Tobies ist der ehrgeizige Wunsch, seinen Sohn Pastor werden zu lassen[99]).

---

[97]) WW I, S. 228,28 ff.
[98]) WW I, S. 231,20 ff.
[99]) Vgl. WW I, S. 206,38—41.

Ein typisch bäuerlicher Zug (nicht allein niederdeutsch) an Tobies ist seine besondere Sorge um das Vieh. In seiner Wertung steht es dem Menschen gleich.

Schulmeister.

. . . Alles noch wohl in der Familie?

Tobies. So lala! Meine Frau ist gesund, aber mein bestes Schwein liegt in den letzten Zügen. Es stöhnt und ächzt wie ein alter Mann[100]).

Am Schmied Konrad fällt auf seine Biederkeit, seine Bauernschläue und seine Profitgier.

Zum Teufel gerufen, erklärt Konrad brav und bieder:

„Ich bin der Schmied des Dorfes. — Wo steht der Gaul, den ich beschlagen soll?"[101])

Beim Anblick des Pferdehufes sagt er unerschrocken:

„Hören Sie, Herr, das ist keine Fußsohle, sondern ein Pferdehuf, wie ihn kein anderer Gaul — keine andere Seele, wollt' ich sagen — in der ganzen Christenheit aufzuweisen hat!

Durch die geistige Akrobatik des Schulmeisters läßt sich Konrad nicht bluffen. Nachdem der Schulmeister ihm „philosophisch" von „viele Strohwisch" abgeleitet hat, antwortet er ihm bauernschlau, als wenn er ihn verstünde:

„Sehr richtig, Herr Schulmeister! Deduziert! Da sitzt der Hase im Pfeffer, da kuckt die Katze in den Topf! Offizier ist wieder davon verschieden! — O, o, wir Schmiede sind nicht dumm, wir Schmiede sind nicht dumm!"[102])

Zum Bilde Konrads fügt sich nicht schlecht seine Profitgier. Wir erfahren zum erstenmal etwas von dieser auf Konrad zutreffenden „besonderen Wesenseigentümlichkeit ländlicher Bevölkerungstypen"[104]) durch den Bedienten auf dem Schloß. Vom Teufel vor die Wahl gestellt, von den beiden Schmieden des Dorfes denjenigen zu holen, der am wenigsten lache, meint dieser Bediente:

„Oh, so muß ich den Konrad holen, denn der ist erschrecklich triste geworden, seitdem man die alte Chaussee ausbessert"[105]).

Konrad selbst verrät seine Geldgier im Gespräch mit dem Schulmeister. Dieser schwelgt in dem Gedanken, den Teufel auf Messen

---

100) WW I, S. 206,38 ff.

101) WW I, S. 220,12 f.

102) WW I, S. 221,5 ff.

103) WW I, S. 239,32 ff.

104) Vgl. Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 119.

105) WW I, S. 220,4 ff.

und Jahrmärkten in seinem Käfig vorzuführen, Konrad aber zieht für sich nur die finanzielle Schlußfolgerung:

„Wir würden steinreiche Leute!“[106])

Ohne ironische Seitenhiebe geht es bei der Einzelschilderung nicht ab. Der Anflug von Ironie in den allgemeinen Aussagen über das Bauerntum verstärkt sich wesentlich in der besonderen Charakteristik des Tobies und Konrad.

Für Tobies verweise ich nur auf die Verspottung seiner Beschränktheit und Dummheit. Der Schulmeister (und durch ihn Grabbe) macht sich mit Recht lustig über den Bauern, der sich seine gesunden Zähne ausziehen läßt, nur weil er es umsonst hat[107]). Es fragt sich nur, wie weit es sich hier um einen schrulligen Einfall Grabbes oder um eine tatsächliche Verspottung des Bauerntums in der Person des Tobies handelt.

Dieselbe Frage kann gestellt werden bei der Verspottung der abergläubischen Befangenheit Konrads ebenfalls durch den Schulmeister, also mittelbar auch durch Grabbe[108]).

Die Entscheidung ist in keinem Fall leicht. Es wäre Befangenheit, die geheime Freude Grabbes bei der Verspottung einzelner Seiten des Bauerntums nicht sehen zu wollen.

Zusammenfassend ist zu wiederholen, was schon angedeutet wurde. Grabbe hat einzelne Züge am niederdeutschen Bauerntum gut beobachtet. Aber die Beobachtung ist noch allgemein in der Gesamtschau und noch untypisch in der Einzelschilderung. Die Wertung ist in keinem Fall tief genug. Grabbe bleibt noch allzusehr an der Oberfläche hängen. Die spätere Auffassung Grabbes vom niederdeutschen Bauern, dem eigentlichen Verkörperer des niederdeutschen Menschen, deckt sich nur ganz bedingt mit dem ersten Bilde, das der Dichter von ihm entworfen hat.

Der Schulmeister.

Der Schulmeister ist die „Hauptfigur“ des Lustspiels. Schneider, in seinem Bestreben, den Wesenskern der Schulmeistergestalt zu fassen, ist meiner Meinung nach auf dem falschen Wege, wenn er „moralisierend“ urteilt: „Auch er (der Schulmeister) ist ein Vertreter der Epoche, gegen deren sittliche Verlogenheit sich der Dichter aus dem Grunde seines ursprünglichen, aller Ziererei abholden Wesens aufbäumt. Auch diesem seinen Lustspielhelden fehlt die innere Wahrheit, die Kardinaltugend, auf die Grabbe später in seinen Briefen

---

106) WW I, S. 238,5.

107) Über den Sachverhalt vgl. WW I, S. 233,34 ff., S. 243,1—11.

108) Über den Sachverhalt vgl. WW I, S. 238,19—28.

einen so hohen Wert legte . . ."[109]). Für die Begründung seiner These führt Schneider an: Das Scharwenzeln des Schulmeisters vor allen Standesgenossen, seine Scheinheiligkeit im Verbergen seiner Trunksucht vor den Dorfleuten und seiner Herrschaft, seine Heuchelei in sittlichen Fragen und zuletzt die eigenen Worte des Dichters: „O du verdammter Schulmeister! Du unermeßlicher Lügenbeutel!"[110])

Ich glaube nicht, daß es richtig ist, an die Beurteilung des Schulmeisters von vornherein mit moralischen Maßstäben heranzugehen. Der Schulmeister ist eine ursprünglich niederdeutsche Gestalt. Er stellt dar eine einzigartige Mischung von durchtriebener Bauernschläue, instinktsicherer Urteilskraft und sarkastischem Humor. In dieser Anlage steht er zunächst „jenseits von Gut und Böse". Das ganze Handeln und Denken des Schulmeisters, auch sein „Immoralisches", ist überstrahlt von einer naturwüchsigen Unbekümmertheit um das Urteil der Welt. Er lebt ganz aus sich selbst, aus seiner niederdeutschen Anlage. Manchmal weiß er gar nicht, daß er gegen die umweltliche Moral verstößt; manchmal, wo er es weiß, setzt er sich darüber in ehrlich bitterer Selbstironie hinweg — aber als innerlich „unwahr" empfindet er sich niemals.

Bezeichnend für die ganze Selbsteinschätzung und Seelenhaltung des Schulmeisters ist der Zusammenstoß mit dem Teufel. Der alte Pfiffikus ist zwar für einen Augenblick verblüfft, als der Teufel auf ihn und nicht auf die Schriften Casanovas und Althings, als auf das „Immoralischste" losgehen will. Das beweisen seine Worte:

> „Kreuz-Sapperment, nun bin ich in einer sauberen Patsche! Daran dachte mein Herz nicht, daß ich schuldvoller wäre als die Memoiren des Jakob Casanova de Seingalt und Althings hinterlassene Schriften . . ."[111])

Aber im nächsten Augenblick ist der Schulmeister schon wieder ganz er selbst. Von sich absehend, fährt er fort:

> „. . . Es ist auch nur eine bloße Verleumdung von dem malitiösen Herrn Mephistopheles!"[112])

Meiner Meinung nach trifft Grabbe an dieser Stelle das wahre Wesen des Schulmeisters. Von einem Bruch, von einer inneren Unwahrheit kann bei ihm keine Rede sein. Das eigens von Grabbe gesprochene Urteil am Schluß des Stückes enthält keine moralische Verurteilung, sondern indirekt eine lächelnde Bejahung des Wesens seines Helden.

Es versteht sich von selbst, daß bei der dargelegten Auffassung vom Wesen des Schulmeisters manche Züge, die früher als wesent-

---

[109]) Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 115.
[110]) Schneider, a. a. O., S. 115.
[111]) WW I, S. 249,7 ff.
[112]) WW I, S. 249,11 ff.

lich erschienen, in den Hintergrund treten müssen, während andere Züge, die früher kaum erwähnt wurden, als niederdeutsche Züge besondere Bedeutung gewinnen.

Nach allem, was gesagt ist, kann sicher verzichtet werden auf eine genauere Darlegung der vermeintlichen amoralischen Züge des Schulmeisters, eine Darlegung, wie sie zuletzt von Schneider angestrebt wurde. Diese „amoralischen" Züge hängen dem Schulmeister nur an. Sie sind in keiner Weise bestimmend für ihn. überflüssig ist auch eine nähere Ausdeutung der skurrilen Züge des Schulmeisters, die sich in den Bezeichnungen: „Saufaus"[113]), „Schnapsegel"[114]), „Närrischer Pedant"[115]), „Kinderohrfeigenverfertiger"[116]), „langnasiger Knüttelmagister"[117]) und „ausgemergelter pädagogischer Ziegenbock"[118]) widerspiegeln. Diese Bezeichnungen sind lediglich Ausgeburten des Grabbeschen Sarkasmus.

Von entscheidender Bedeutung erscheinen aber zwei bisher wenig beachtete Wesenszüge des Schulmeisters: Instinktsichere Urteilskraft (manchmal durchtriebene Bauernschläue) und sarkastischer Humor.

Die instinktsichere Urteilskraft des Schulmeisters ist begründet in der Derbheit, Gradheit und Unverdorbenheit seines Wesens. Sie äußert sich in einer scharfen Abgrenzung gegen die Zeitströmungen, also: gegen die Modetorheit des Philhellenismus, gegen das Zeitungsunwesen, gegen die Literatur der Zeit und gegen die romantischen Genieallüren.

Der sarkastische Humor des Schulmeisters ist niederdeutsches Erbgut. Sein Witz ist nicht „freischwebendes Spiel, anmutig-sonnige Heiterkeit, leichter Einfall und blitzender Funken des Geistes". Das widerspräche niederdeutschem Wesen. Der Witz ist derb, bissig, verstandesmäßig scharf, gewöhnlich mit einem Einschlag von Ironie. Nicht kann man beim Schulmeister reden von einer „hintergründigen Gebundenheit des Humors an das Wissen um die schmerzliche Tragik des Weltseins" — dazu ist der Schulmeister zu kauzig, wohl aber kann man reden von einer „Bindung an den Lebensernst"[119]).

Instinktsichere Urteilskraft und sarkastischer Humor, beides niederdeutsche Wesenszüge, sind beim Schulmeister oft unlöslich mit-

---

[113]) WW I, S. 212,28.

[114]) WW I, S. 218,8.

[115]) WW I, S. 213,29.

[116]) WW I, S. 218,7.

[117]) WW I, S. 242,37.

[118]) WW I, S. 243,27.

[119]) Zum niederdeutschen Humor vgl. Martini, Dichtung und Volkstum, 1937, S. 435 f. u. Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland, S. 114.

einander verknüpft. Wo sich der Schulmeister aus instinktsicherer Urteilskraft gegen den „Zeitgeist“ wendet, geschieht es meist in sarkastischer Form. Eine systematische Scheidung oder Ablösung eines Wesenszuges von dem andern ist schwer möglich und soll daher auch nicht unternommen werden.

Gegen die Modetorheit des Philhellenismus und gegen das Zeitungsunwesen der Zeit nimmt der Schulmeister sofort am Anfang des Spiels Stellung. Leichtweg verspottet er die Greuelmärchen über die Türken und die Griechenschwärmerei des „Hamburger Unparteiischen“ und des „Nürnberger Korrespondenten“[120]).

Unbestechlich ist die Haltung des Schulmeisters gegenüber der zeitgenössischen Literatur. Sein natürliches Wesen sträubt sich gegen ihre innere Unwahrheit und Hohlheit. Sein gesundes Urteil erfaßt sie als etwas Künstliches, Krankes, Fremdes.

Zuerst wendet sich der Schulmeister gegen die „Damenschriftsteller“ August Kuhn, Krug von Nidda, Theodor Hell und „einen gewissen Herrn von Houwald“[121]), später gegen die Erzählungen von v. d. Velde, gegen die sämtlichen Werke der ertrunkenen Luise Brachmann und zuletzt sogar zu unserer großen Verwunderung gegen den West-östlichen Diwan und Wilhelm Meisters Wanderjahre[122]). Der Protest wird in höchst sarkastischer Weise geführt. Der Schulmeister spricht von einem Kaufmann Pfennigschlucker in der Stadt, der in die frischen Druckbögen der Werke jener angeführten Dichter Heringe einwickelt und ihm diese Heringspakete zustellt[123]). Der Baron prägt darauf den Namen „Heringsliteratur“[124]) für die vom Schulmeister kritisierten Werke und Schriften.

Die Ironie des Schulmeisters überschlägt sich bei der Verspottung und beim Verächtlichmachen der Genieallüren. Eine innere Auflehnung, begründet in einem untrüglichen Instinkt für das Wahre und Echte, läßt den Schulmeister letzten Endes gegen den Geniekult der Zeit zu Felde ziehen. Der Prügelknabe für die spöttische und sarkastische Kritik ist Gottliebchen. Er wird aufgeklärt über die verschiedenen Möglichkeiten genialen Gebarens[125]), er wird auf dem Schlosse vorgeführt[126]), er muß zum Schluß herhalten für die Gesamtheit der „Tropf-Genien“ der Zeit[127]). Die ganze Bitterkeit Grabbes

---

120) Vgl. WW I, S. 205,21—206,3.
121) Vgl. WW I, S. 214,41 f., S. 215,1 f.
122) Vgl. WW I, S. 253,32—38.
123) Vgl. WW I, S. 214,26—39.
124) Vgl. WW I, S. 214,60.
125) Vgl. WW I, S. 207,23—34 und S. 207,40.
126) Vgl. WW I, S. 216,28—32.
127) Vgl. WW I, S. 217,14—16.

über das Genieunwesen seiner Mit- und Umwelt liegt in den Worten des Schulmeisters, wenn er mit Hinblick auf Gottliebchen sagt:

„Ein Tropfgenius, wie es deren in unseren Tagen viele gibt! Er will verstanden sein, er hat Tiefe! . . .[128])

Nur wenige Zeugnisse konnten für die instinktsichere Urteilskraft und, unlösbar verbunden damit, für den sarkastischen Humor des Schulmeisters angeführt werden. Aber, sie genügen immerhin, um zu zeigen, daß der Schulmeister noch etwas mehr als nur amoralische Eigenschaften aufzuweisen hat, nämlich Substanz, niederdeutsche Substanz.

Es ist immer etwas Besonderes um den Durchbruch eines „Neuen". Die Schulmeistergestalt ist solch ein „Neues". Sie ist der erste Versuch einer Zeichnung des niederdeutschen Menschen nach dem Leben in der Dichtung des niederdeutschen Aufbruchs. Sie ist eine erste echte, freilich noch nicht allzu tiefe Verkörperung niederdeutschen Wesens. Es besteht kein Zweifel, daß der Schulmeister in hervorragendem Maße das Sprachrohr Grabbes ist, daß er sehr viel von seinem Blut in sich hat.

Der Baron und seine Nichte Liddy.

Der Baron und seine Nichte verkörpern niederdeutsches Menschentum auf einer höheren Stufe. Ihre Haltung entspricht einem tieferen Bewußtsein ihrer selbst.

Der Baron ist durchaus Herrenmensch. Das Herrentum sitzt ihm in den Knochen. Den Teufel will er ins Hundeloch stecken lassen, nur weil er einen Stuhl des Schlosses zerbrochen hat[129]). Den Hauswirt des Schlößchens von Schallbrunn, der sich weigert, die Pferde zu füttern, zwingt er zur Dienstleistung[130]).

Das Herrentum des Barons ist nicht äußerlich. Ihm entspricht eine innere Haltung. Diese innere Haltung ist bestimmt durch eine typisch niederdeutsche Nüchternheit, eine gesunde Ehrauffassung, ein verpflichtendes Standesgefühl.

Nüchternheit atmet das Verhältnis des Barons zu Wernthal. Die Empfindeleien des angehenden Bräutigams seiner Nichte Liddy schneidet er zweimal ab durch die nüchterne Aufforderung:

„Eine Prise, Herr von Wernthal!"[131])

Seine gesunde Ehrauffassung legt der Baron dar in der negativen Kritik des Duellunwesens.

---

[128]) WW I, S. 217,15 f.

[129]) Vgl. WW I, S. 218,14—22.

[130]) Vgl. WW I, S. 250,14—20.

[131]) WW I, S. 212,13 u. S. 213,3.

Liddy. Er (Wernthal) hat seine Fehler, daß er aber auch Männerwert besitzt, hat er erst neulich im Duelle mit dem Grafen von Naubeck dargetan.

Baron. Im Duelle? Oha, gestern duellierten sich zwei junge Herren darum, weil der eine auf Ehre versicherte, schon mehrfach am Schandpfahl gestanden zu haben, und der andere es ihm nicht glauben wollte. — — Gute Nacht! ich habe gesprochen![132])

Sein verpflichtendes Standesgefühl verrät der Baron bei der Abrechnung mit den schurkigen Adligen Wernthal und Mordax.

Baron (zu Wernthal und dem Freiherrn). Ihr aber, ihr Elenden, die ihr die Schande des Adels seid, sollt unerbittlich die Strafe empfangen, die ihr verdient! Ich will euch wie die gemeinsten Verbrecher aneinanderknebeln lassen, — euch am hellen Mittage in die Stadt transportieren lassen, — euch —[133]).

Die für den Baron herausgestellten Züge sind bezeichnend, aber nicht wesentlich. Wesentlich für den Baron ist der Zug, der auch dem Schulmeister in hohem Maße eignete: Urteilskraft. In der Artung der Urteilskraft besteht allerdings ein leichter Unterschied dahin gehend, daß die Urteilskraft des Barons mehr vom Verstand als vom Instinkt her bestimmt erscheint. Die Äußerung vollzieht sich aber genau so wie beim Schulmeister in der unbedingtesten Ablehnung der zeitgenössischen Literatur.

Der Baron prägt den Ausdruck „Heringsliteratur". Er fällt über das Schrifttum der Zeit das vernichtendste Urteil:

Baron (zornig) . . .

Judenjungen, deren Bildung im Schweinefleischessen besteht, spreizen sich auf den kritischen Nachtstühlen und erheben nicht nur Armseligkeitskrämer zu den Sternen, sondern injurieren sogar ehrenwerte Männer mit ihren Lobsprüchen . . .

Reimschmiede, die so dumm sind, daß jedesmal, wenn ein Blatt von ihnen ins Publikum kommt, die Esel im Preise aufschlagen, heißen ausgezeichnete Dichter . . .

Die Muse der Tragödie ist zur Gassenhure geworden, denn jeder deutsche Schlingel notzüchtigt sie nach Belieben und zeugt mit ihr fünfbeinige Mondkälber, welche so abscheulich sind, daß ich den Hund bedaure, der . . .[134])

Auch diese Kritik ist durchpfeffert mit niederdeutschem „Witz", aber mit übertreibendem niederdeutschem „Witz". Deutlich tritt in den Worten des Barons die „niederdeutsche Vorliebe für den Spott, für die ironische Geißelung des Minderwertigen und für die Satire" hervor, aber, klarer auch als anderswo die große Gefahr niederdeut-

[132]) WW I, S. 234,14 ff.
[133]) WW I, S. 252,7 ff.
[134]) WW I, S. 215,38 f., S. 216,1 f., 3—5a, 10—13a.

schen Witzes, „ins allzu Derbe zu fallen"[135]). Im vorliegenden Fall nimmt man die Gefahr des Allzuderben gerne in Kauf, weil der Träger der bissigen Kritik, der Baron, ein niederdeutscher Kernmensch ist, der aus ehrlicher Entrüstung spricht.

Liddy, als niederdeutsche Frauengestalt, ist von Grabbe nur knapp skizziert, nicht ausgeführt. Sie ist ihm als Ganzes so wenig gelungen wie alle seine Frauengestalten. Zwei Wesenszüge lassen sich deutlich aufzeigen.

Zunächst fällt auf als typisch niederdeutscher Zug die „unsentimentalische" Nüchternheit. Diese Nüchternheit, die man auch Gefühlskeusche nennen könnte, tritt klar hervor im Verhältnis Liddys zu ihren Verehrern.

Wernthal, der „voller Sehnsucht" ihre Hand an seine Lippen drücken möchte, erhält eine gründliche Abfuhr. Die Hand unwillig wegziehend, erklärt Liddy rundweg:

> „Herr von Wernthal, lassen Sie das! Ich liebe dergleichen Narreteien nicht!"[136])

Und Mollfels, der Mann ihrer Liebe, erreicht sichtbar auch nichts. Erst als er abgetreten ist, entfahren Liddy die Worte:

> „Der Mann könnte einem Mädchen mehr gefallen, als er selber denkt"[137]).

Diese Bemerkungen, gleichsam am Rande des Stückes gesprochen, sind äußerst feinsinnig und beweisen, daß Grabbe die niederdeutsche Frauenseele wohl kannte — aber es sind eben nur Randbemerkungen.

Neben dem gut beobachteten Zug der niederdeutschen Nüchternheit steht als zweiter Wesenszug, wie beim Schulmeister und Baron, die gesunde Urteilskraft.

Dieser Wesenszug offenbarte sich bei den männlichen Vertretern niederdeutscher Art in einer offenen bissigen Stellungnahme gegen die zeitgenössische Literatur. Liddy, die weibliche Vertreterin niederdeutschen Wesens, protestiert nicht offen. Das widerspräche ihrem fraulichen Wesen. Aber, Liddy wirkt im Hintergrund. Sie ist die eigentliche Geschmacks- und Urteilsbildnerin. Ihrem Urteil schließt sich der Schulmeister an. Dieser gibt es offen zu. Vom Baron nach der Herkunft seiner sarkastischen Ansichten über die moderne Schriftstellerei gefragt, verbeugt er sich gegen Liddy und gesteht:

> „Hier steht meine Lehrerin, — als das Fräulein vorigen Winter krank war, mußte ich ihr abends aus neu erschienenen Werken vorlesen, und da habe ich denn, wenn sie die meisten zum Feuer verurteilte, nicht wenig profitiert"[138]).

135) Vgl. Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland, S. 174.
136) WW I, S. 212,9 f.
137) WW I, S. 237,22 ff.
138) WW I, S. 215,25 ff.

Liddy selbst zeigt handelnd die Gesundheit und Treffsicherheit ihres Urteils in der Verteidigung des Schulmeisters. Sie als einzige erkennt die „Besonderheit" des Dorfgewaltigen, seine Schwächen und Stärken. Sie sieht über die vermeintlich größte Schwäche des Schulmeisters: die Trunksucht hinweg. Sie gibt ihm sogar ein Trinkgeld für seinen durstigen Gaumen, mahnt ihn aber indirekt doch mit den Worten:

„Nun schämen Sie sich nicht, ich kenne Ihre alte Leidenschaft"[139]).

Den Feldzug des Schulmeisters mit Gottliebchen durchschaut sie sofort. Als der Schulmeister sich und sein junges Genie bei der Herrschaft melden läßt, überblickt Liddy alsbald die Sachlage. Sie urteilt:

„Gewiß hat er (der Schulmeister) irgendeinen erzdummen Dorftölpel aufgefischt, den er uns als einen großen Poeten vorstellen und ganz dreist mit Homer und Ariost vergleichen wird"[140]).

Die Herkunft des Tintenstrichs im Gesicht des Schulmeisters ist Liddy klar. Sie verspottet den Schulmeister leichtweg. Seine Erklärungen schneidet sie kurz ab:

„Bemühen Sie sich nicht, Schulmeister! Wir wissen, was so etwas bei Ihnen bedeutet! Nicht wahr? Gestern, als die Sonne unterging, ging Ihnen ein großer Gedanke auf, und da Sie gerade kein weißes Papier bei sich hatten, so schrieben Sie ihn in der Eile ins Gesicht"[141]).

Als der Schulmeister den Gedanken triumphierend bestätigen will, fährt Liddy fort:

„Oder Sie besahen sich zufälliger Weise im Spiegel, und da Ihnen Ihr Gesicht zu schlecht vorkam, so strichen Sie es aus"[142]).

Neben dieser wohlwollenden Kritik der Schwächen des Schulmeisters steht die treffliche Bejahung an sich.

Der Baron will den Schulmeister schon zum Teufel jagen lassen, als er sich meldet. Da fällt ihm Liddy ins Wort:

„Ei, lieber Onkel, verderben Sie uns den Spaß nicht. Der Schulmeister ist der lustigste Kauz, den ich kenne, und bei aller Torheit weiß er recht gut, was er tut!"[143])

Die verständnisvolle Bejahung des Schulmeisters durch Liddy zeugt für eine innere Wesensverwandtschaft. Nur sie erklärt die Tatsache, daß Liddy hinter allen Äußerlichkeiten und Verhüllungen den Wesenskern des Schulmeisters zu erblicken vermag. Für Liddy bedeutet die Wesenserkenntnis des Schulmeisters Bestätigung ihres eigenen Seins, letzte Rechtfertigung ihrer gesunden Urteilskraft aus niederdeutscher Substanz.

---

139) WW I, S. 219,9 f.
140) WW I, S. 212,32 ff.
141) WW I, S. 213,17 ff.
142) WW I, S. 213,23 f.
143) WW, s. S. 212,30 ff.

Zusammenfassung und Auswertung.

Wenn echte deutsche Dichtung nach unserer Meinung heute nichts anderes sein kann „als die symbolische Erscheinung des eigenen Lebensgesetzes“, dann ist „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ diese erste Erscheinung im dramatischen Werk Grabbes. Als solcher muß dem Stück noch einmal abschließend besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden.

Grabbe ist Niederdeutscher. Die Wurzeln seiner Kraft reichen tief hinab in den Urgrund germanisch-nordischer Erbsubstanz. Durch die neuen Untersuchungen Bergmanns und Riemanns wissen wir, daß in Grabbe eine lange Geschlechterfolge lippischer Bauernfamilien auf einmal mündig wird, gleichzeitig aber auch ausstirbt[144]). Durch viele Arbeiten über Grabbe wissen wir weiter, daß dieser Grabbe immer er selbst geblieben ist, daß er sich nie irgendwelchen Zeitströmungen oder kulturellen Bildungsmächten geöffnet hat.

Grabbe ist also ein Elementargeist gewesen und geblieben, von Natur und aus Grundsatz, nur aus sich selber lebend und gestaltend. Nadler urteilt sehr treffend, wenn er mit Bezug auf das Werk dieses Elementarwestfalen sagt: „Von Detmold ging ein weiterer Ruck des sächsischen Werkes aus. Hier beginnt sich das sächsische Wesen fühlbar aus der Weimarer Bildung zu eigener Gestalt abzulösen“[145]).

Die Art Grabbes bricht nach dem mißlungenen Versuch des „Gothland“ zum zweitenmal überzeugender durch im Lustspiel. Sie zeigt sich vor allem darin, daß und wie Grabbe neben die allgemeinen Porträte des Teufels, als des Verneiners der Zeit, und des Dichters Rattengift, als des lächerlichen Vertreters der Zeit, das besondere Bild des Schulmeisters und des Barons und die Skizze der Liddy setzt.

Alle drei sind gestaltet aus der Substanz und aus dem Erlebnis Grabbes. Alle drei sind niederdeutsche Menschen.

Als wesentliche Eigenschaften können zusammenfassend herausgehoben werden: gesunde Urteilskraft beim Schulmeister, beim Baron und bei Liddy — beim Schulmeister vor allen Dingen verbunden mit einem sarkastischen Humor; Nüchternheit beim Baron und bei Liddy; Herrentum nur beim Baron.

Ein Vergleich mit den Ergebnissen der niederdeutschen Volkskunde gibt uns volle Gewißheit, daß die dichterisch geschauten und gestalteten Wesenszüge des Schulmeisters, des Barons und der Liddy niederdeutsche Wesenszüge sind. Es ist notwendig, diesen Vergleich

---

[144]) Vgl. Bergmann, Christ. Dietr. Grabbe, S. 7, und Bergmann, Die Vorfahren Christ. Dietr. Grabbes, nebst ergänzenden Mitteilungen von Hellmuth Riemann, S. 15 ff. und vor allem S. 115.

[145]) Nadler, Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 509.

gesondert und ausführlich zu führen, weil die Deutung des Lustspiels als eines niederdeutschen Stückes und der Hauptgestalten als niederdeutscher Gestalten wissenschaftlich von vornherein nicht gesichert war, sondern vorerst nur in der Überzeugung von der Übereinstimmung wesentlicher Züge des Lustspiels und seiner Gestalten mit der niederdeutschen Wirklichkeit gewagt wurde.

Die gesunde Urteilskraft der Niederdeutschen, Hauptwesenszug des Schulmeisters, des Barons und der Liddy, ist im Schrifttum über Niederdeutschland und seine Bewohner oft und viel genannt. Lauffer, auch heute noch der maßgebende Mann auf dem Gebiet der niederdeutschen Volkskunde und eben darum für die Überprüfung der niederdeutschen Züge der niederdeutschen Menschen Grabbes fast ausschließlich angeführt, sagt: „Im ganzen ist es zunächst ein Vorwiegen des Verstandesmäßigen, was die niederdeutsche Art auszeichnet. Kühle Überlegsamkeit und daher auch Urteilsfähigkeit stehen hier im Vordergrunde“[146]). Ein andermal meint Lauffer überzeugender für unseren Fall: „Sachlichkeit . . . mit einem bedenklichen Einschlag von Nüchternheit — zeigt sich besonders da wirksam, wo es sich um das Verhältnis zur Dichtung handelt“[147]).

Nüchternheit, wie sie beim Baron und bei Liddy aufgezeigt wurde, also unsentimentalische Nüchternheit, bezeugt die niederdeutsche Volkskunde ebenfalls als zutreffend für Niederdeutschland und seine Menschen. Lauffer schreibt ziemlich knapp, aber unmißverständlich: „Äußere Kühle und äußere Gelassenheit, das ist niederdeutsche Art“[148]).

Über das Herrentum als typisch niederdeutschen Zug braucht man nicht viel zu reden. Lauffer verwendet zwar nicht den Ausdruck Herrentum, wohl aber führt er wesentliche Kennzeichen dieses Herrentums an, wenn er urteilt, daß in deutlicher Verbindung mit dem Verstandesmäßigen überall eine besonders scharf ausgeprägte Form des Willens stehe, „die in durchgängiger Festigkeit, in Tatkraft und Selbstsicherheit zum Ausdruck kommt“[149]).

Die niederdeutschen Eigenschaften der Hauptgestalten des Lustspiels, als tatsächlich seiend gesichert durch die niederdeutsche Volkskunde, geben an sich nur einen Beitrag zur stammhaften Literaturschau. Der entscheidende Durchbruch zur volkhaften Literaturschau wird erst erreicht, wenn nachgewiesen werden kann, daß die aufgezeigten niederdeutschen Eigenschaften nordische Eigenschaften, also nicht nur stammliche, sondern in erster Linie rassische Eigenschaften sind. In diesem Fall nämlich, aber auch nur in diesem Fall, würden

---

[146]) Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland, S. 159.
[147]) Lauffer, a. a. O., S. 159.
[148]) Lauffer, a. a. O., S. 170.
[149]) Lauffer, a. a. O., S. 170.

die niederdeutschen Eigenschaften der Gestalten des Lustspiels herausreichen über das engere Stammestum und als deutsche Eigenschaften, d. h. als nordisch bestimmte Eigenschaften des deutschen Menschen erscheinen.

Im vorliegenden Fall läßt uns, um es gleich vorweg zu sagen, die Rassenkunde nicht im Stich. Sie liefert das Material für die überhöhung und Ausweitung der niederdeutschen Wesenszüge der ersten niederdeutschen Menschenschöpfungen Grabbes.

Günther bezeichnet die Urteilsfähigkeit als eine der Kerneigenschaften nordischen Wesens[150]). Er meint, daß mit dieser Urteilsfähigkeit zusammenhänge „die Unzugänglichkeit gegenüber Redensarten und gegenüber dem Geist des Massentums, ferner die Neigung, den Erscheinungen mit Zweifel zu begegnen“[151]). Nach diesem Zeugnis ist es klar, daß die gesunde Urteilskraft des Schulmeisters, des Barons und Liddys mehr ist als ein nur-niederdeutscher Zug. Sie ist rassisches Erbe und damit ein nordisch bestimmter deutscher Wesenszug.

Genau so verhält es sich mit der unsentimentalischen Nüchternheit des Barons und vor allen Dingen Liddys. Günther sagt zu dieser Eigenschaft in seinem Abschnitt über die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse: „Nicht selten trifft man — und zwar auch unter dem weiblichen Geschlecht — Züge seelischer Härte, Kälte und Unerbittlichkeit“[152]) — oder mit Hinblick auf andere Rassen: „. . . das Gemüt ist kühler und tiefer, minder erregbar und vor allem stärker verschlossen“[153]). Feiner noch als Günther, mit viel größerer Einfühlungsgabe, äußert sich der Rassenseelekundler Clauß. Es ist letzte Entschleierung dessen, was wir prosaisch Nüchternheit nannten, wenn er schreibt: „Zu viel zu enthüllen, das bedeutet ihm (dem Norden) eine Anstandsverletzung, und diese ist das Peinlichste, was es für ihn gibt“ — oder wenn er sagt: „Der nordischen Seele . . . genügt schon der geringste Aufwand an Ausdruck, um ihr Erlebnis zu enthüllen, . . .[154]) Günther und Clauß bestätigen also, was wir schon vorwegnahmen. Die unsentimentalische Nüchternheit des Barons und Liddys ist mehr als nur-niederdeutsch, nämlich deutsch, nordisch bestimmt.

Und das Herrentum, der letzte niederdeutsche Zug im Lustspiel? Es „west“ nicht isoliert als bloße niederdeutsche Eigenschaft im niederdeutschen Raum. Es ist bestimmt Ausdruck nordischer Art,

---

[150]) Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 192.
[151]) Günther, a. a. O., S. 192/93.
[152]) Günther, a. a. O., S. 193.
[153]) Günther, a. a. O., S. 195.
[154]) Clauß, Die nordische Seele, S. 33.

überall da anzutreffen, wo germanisch-nordische Stämme sich festgesetzt haben. Günther deutet rassisch, was wir als Herrentum niederdeutsch herausstellten, wenn er von dem starken Drang der nordischen Rasse „nach Herrschen, Lehren und Anführen"[155]) oder ein andermal von „dem Führergeist der nordischen Rasse"[156]) spricht. Clauß aber erfaßt das, was Günther meint, mit dem noch umfassenderen und tieferen Ausdruck: nordischer „Leistungsmensch"[157]). Diese mehr praktisch-ethische Ausdeutung des Herrentums als einer nicht nur-niederdeutschen, sondern wesentlich nordischen Eigenschaft trifft allerdings für den Baron des Lustspiels noch nicht zu.

Der Kreis ist geschlossen.

Die niederdeutschen Wesenszüge des Schulmeisters, des Barons und Liddys sind nur stammhafte Ausprägungen übergreifender nordischer Wesenszüge. Sie sprengen den Rahmen des rein Stammhaften und gewinnen für den nordisch bestimmten deutschen Menschen überhaupt Geltung. Das aber bedeutet Erfüllung der aufgestellten Forderung und Rechtfertigung des gewählten Ausgangspunktes. Das bedeutet Durchbruch von der stammhaften Literaturschau zur volkhaften Literaturschau rassischer Grundlage.

2. Der niederdeutsche Mensch in „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich VI.".

Landolph und Wilhelm, Christoph, Wehrfried, Bernhard und Gottfried, Graf von Orla, Freiherr von Roden und Jordanus Truchseß, Graf Borghold, Heinrich der Löwe — niederdeutsche Menschen.

„Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" war nur ein Anfang. Die Zeichnung der niederdeutschen Menschen war zum größten Teil noch skizzenhaft.

Das Lustspiel wurde besonders eingehend behandelt, weil es eben den Durchbruch einer neuen Menschengestaltung, der niederdeutschen, als Ausgangspunkt für eine Wesensbestimmung des nordisch bestimmten deutschen Menschen darstellt.

Grabbe vertieft das Erlebnis der Heimat und ihrer Menschen wesentlich in den Hohenstaufendramen. Er schafft mehr und mehr aus seiner Substanz.

„Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich VI." gehören unzertrennlich zusammen. „Im Barbarossa knotet sich die tra-

[155]) Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 201.
[156]) Günther, a. a. O., S. 203.
[157]) Clauß, Rasse und Seele, S. 29 f.

gische Schuld, im Kaiser Heinrich vollzieht sich die Sühne"[158]), . . . „und die Person des Braunschweiger Löwen verknüpft die Fabel aufs innigste wie die Piccolomini, besondes Max, im „Wallenstein"[159]).

Wir wissen heute: Der Zweikampf zwischen Staufen und Welfen war gleichbedeutend mit dem Ringen um die oberdeutsche oder niederdeutsche Vormacht im Reiche[160]).

Geschichtlich wurde der Kampf gewonnen von den Oberdeutschen. Grabbe beugt die Geschichte nicht. Aber, sein Herz ist auf seiten der Niederdeutschen. Im heimatlichen Raum und in der Schilderung der Menschen dieses Raumes liegen die Wurzeln seiner Kraft.

Dreifach gliedert sich die Gruppe der niederdeutschen Menschen. Zuerst sind da die sächsischen Landsknechte Landolph und Wilhelm in „Kaiser Friedrich Barbarossa" und die einfachen Sachsen Christoph, Wehrfried, Bernhard, Gottfried in „Kaiser Heinrich VI.", dann kommen die sächsischen Führer Graf von Orla, Freiherr von Roden, Jordanus Truchseß in „Kaiser Friedrich Barbarossa" und der Graf Borghold in „Kaiser Heinrich VI.", zuletzt steht da Heinrich der Löwe, gesund und stark im ersteren Drama, alt, aber ungebrochen im letzteren.

Das Schrifttum über die Hohenstaufendramen weist hie und da hin auf die Gruppenbildung, betont zuweilen die Urwüchsigkeit und Gesundheit der niederdeutschen Gruppe und unterstreicht vor allem ihre sowie des Dichters Verbundenheit mit der Landschaft des niederdeutschen Raumes.

Das abschließende Urteil Nietens über die Hohenstaufendramen lautet schon 1910: „Am meisten Eigenes gibt Chr. D. Grabbe, wenn uns wieder die Poesie der Sachsenerde und der heimatlichen Scholle würzige Kraft umhaucht"[161]). Petsch sagt 1918 zu den Hohenstaufendramen: „. . . so sind Grabbes ‚Friedrich Barbarossa' und ‚Heinrich VI.' ein Stück Geschichtsphilosophie und ein Stück Heimatkunst zugleich. Und Heimatkunst von der Art, die auch den Nichteinheimischen erfreuen kann . . . Diesen Heinrich den Löwen und seine Niedersachsen muß jeder lieb gewinnen, der durch den Weltkrieg wie durch eine eherne Schule des Aktivismus hindurchgegangen ist und den Atem ungekünstelter Volkstreue gespürt hat[162]). Hankamer treibt den Gedanken weiter. In seinem 1923 erschienenen Aufsatz „Grabbe, der Westfale" führt er aus: „Die Haßliebe Grabbes zu seinem Lande ist in den wundervollen Szenen der Hohenstaufendramen rein und unmittelbar Erlebnis geworden. Die geheimnisvoll-

[158]) Scherr, a. a. O., S. 230.
[159]) Gieben, über den Wassern, 1909, S. 547.
[160]) Vgl. Nadler, Das stammhafte Gefüge, S. 78.
[161]) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 237.
[162]) Petsch, Der Zwinger, 1918, S. 59 f.

nüchterne Luft dieses Landes, in dem der zäheste, verschlossenste, ja verschlagenste Bauer auf seinem Hofe sicher und ‚däftig‘ haust, und wo düstere Ahnung kommenden Unheils im zweiten Gesicht von den Sehenden geschaut wird, atmen wir hier ... Nicht sehen diese Bauern den großen Gedanken deutscher Weltherrschaft, der verheißend und narrend den Staufer leitet und äfft. Der Bezirk ihrer Heimat hält Blick und Wille ... Das innige Einssein dieser Erde und Menschen ist in deutscher Dichtung kaum je ergreifender Wort und Gebärde geworden, als in einigen Szenen dieser Dramen“[163]).

1927 dringen die Gedanken von Nieten, Petsch und Hankamer bereits ins engere niederdeutsche Schrifttum.

In seinem Aufsatz „Niederdeutsches bei Grabbe“ betont Wippermann: „Auch in die beiden Teile seines (Grabbes) Hohenstaufendramas, „Kaiser Friedrich Barbarossa“ und „Kaiser Heinrich VI.“, spielen immer wieder des Sachsenlandes Volk und Fürst hinein. In dem weltgeschichtlich bedeutsamen Kampf zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen nimmt der Dichter Partei ... für den deutschen Kaiser ... doch sein Herz ist bei seinem geliebten Sachsenvolke und dessen großem, löwenherzigem Herzoge“[164]). In dem kleinen anonymen Aufsatz „Heimat und Vaterland bei Grabbe“ scheint vielleicht derselbe Wippermann überzuleiten zu einer überheimatlichen, volkhaften Deutung der Hohenstaufendramen. Indes, es kommt nur zu einer Gleichordnung der Erlebnisse Heimat und Vaterland, nicht zu dem Gedanken einer Einschmelzung des Erlebnisses der Heimat in das größere Erlebnis des Vaterlandes[165]).

Dann kommt Schneider mit seiner groß angelegten Biographie. Im Sinne Nadlers wird noch einmal die Kampffront herausgearbeitet, die Gruppenbildung umrissen. „Er (Grabbe) überträgt den alten romantischen Gegensatz auf das deutsche Volk selbst und führt so in seinem Stück allmählich eine deutlich unterscheidbare Gruppenbildung herbei. Auf seiten des Welfenherzogs stehen zuletzt nur seine niedersächsischen Getreuen und nordischen Verbündeten, die Dänen und Litauer, auf Seite des Staufenkaisers dagegen neben fremdvölkischen Verbündeten, wie den Böhmen und Polen, die Franken und Schwaben, also deutsche Stämme des Südens, die durch geschichtliche Schicksale und Bildungseinflüsse sowie durch Rassenmischung (!) ihre eigene kulturelle Physiognomie erhalten haben ... Die blonden, blauäugigen Niedersachsen mit ihren gigantischen Leibern sind nachdenklicher, robuster und schwerfälliger als die mehr

---

[163]) Hankamer, Die Heimat, 1923, S. 66.

[164]) Wippermann, Der Schimmelreiter, 1927, S. 11.

[165]) Vgl. (W., F.) Vaterländische Blätter. Lippisches Magazin. 1931, S. 41 f.

heiteren, leichtherzigen Franken und Schwaben. Diese stammestümliche Artverschiedenheit . . . macht sich, wie im Wesen des niederen und höheren Kriegsvolkes, auch in dem des norddeutschen Herzogs und süddeutschen Kaisers geltend“[166]).

Wir halten fest: Grabbe unterscheidet ganz klar zwischen einer niederdeutschen und einer oberdeutschen Gruppe. Er läßt der oberdeutschen Gruppe äußerlich ihr Recht widerfahren. Sie siegt im Kampf um die Vormacht im Reiche. Innerlich steht Grabbe auf Seite der Niedersachsen. Er läßt sie tief wurzeln im Boden der Heimat und stellt sie den beweglicheren, losgelösteren und vermischteren oberdeutschen Volksstämmen gegenüber. Er gibt ihnen das innere Recht des Widerstandes.

Und haben sie nicht zuletzt, wenigstens ideell, gesiegt?

Ist nicht die unbewußte Reichsidee der sächsischen Landsknechte und die bewußte Reichsidee Heinrichs des Löwen, wie Grabbe sie schildert, unsere Reichsidee?

Sind nicht die niederdeutschen Menschen Grabbes auf Grund ihrer größeren Naturhaftigkeit, größeren Erdnähe und größeren Arttreue, also auf Grund ihrer stärkeren rassischen, germanisch-nordischen Substanz recht eigentlich deutsche Menschen?

Die letzte Frage bleibe vorerst nur aufgeworfen. Sie begleite die Untersuchung über den niederdeutschen Menschen in den Hohenstaufendramen, bis sie zum Schluß noch einmal gestellt und beantwortet werden wird.

Landolph und Wilhelm, Christoph, Wehrfried, Bernhard und Gottfried.

Schon im Lustspiel traten die einfachen Leute aus dem Volke hin und wieder in den Vordergrund. Mit den Hohenstaufendramen beginnt das Volk sich immer größeren Raum zu verschaffen.

Die Schilderung der sächsischen Landsknechte Landolph und Wilhelm im „Barbarossa“ und der einfachen Sachsen in „Heinrich VI.“ gehört zu den Meisterstücken der Dichtung Grabbes überhaupt. „Vortrefflich weiß Grabbe hier rauhe Wirklichkeitsschilderung mit schlichten Gefühlseindrücken zu durchdringen“[167]).

Eine der besten und aufschlußreichsten Darstellungen des niederdeutschen Menschen bietet gleich die zweite Szene des „Barbarossa“. Von dieser Szene aus lassen sich die Verbindungslinien weiterziehen zu allen anderen Szenen volkstümlichen niederdeutschen Gepräges in beiden Hohenstaufendramen. Sie ist die Schlüsselszene.

---

[166]) Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 219 f.

[167]) Nieten, Grabbe und die Romantik, S. 18.

Immermann, vor Scherr und Rieten einer der wenigen, die ein inneres Verständnis für Grabbe hatten, urteilte einst: „Das Gespräch der beiden Landsknechte im Beginn des Stückes habe ich immer mit Bewegung gelesen, . . ."[168]) Aus der Szene, die Immermann meint, springen uns vier typische niederdeutsche Eigenschaften entgegen: Liebe zum Tier, Kleben an der Heimat, Artbewußtsein, Gefolgschaftstreue.

Auf die Liebe zum Tier wurde schon bei Tobies im Lustspiel hingewiesen. Allerdings, der Zug war dort sehr allgemein angedeutet. Er äußerte sich eigentlich nur als Sorge um das Wohlergehen und Gedeihen des Viehs.

Der „Barbarossa" bringt eine Vertiefung. Zwei Zeugnisse kommen hier in Betracht.

Das erste Zeugnis, der Schlüsselszene entnommen, ist eine Ausdeutung dessen, was Nadler einmal „das geschwisterliche Verständnis des Tieres" — eine „ursächsische Gabe"[169]) genannt hat, also mehr als bloße Liebe zum Tier.

Landolph hat selbst nichts mehr zu beißen. Größer aber als sein Hunger ist die aufopfernde Sorge für sein Pferd. Freude zieht über sein Gesicht, der eigene Hunger ist für einen Augenblick vergessen, als er die Liese wieder knuspern sieht und hört. Wilhelm kleidet das, was Landolph fühlt, in die Worte:

> „Ja, es geht nichts über das Knuspern von so einem Pferde. Ohne das kann ich nicht schlafen . . ."[170])

Das zweite Zeugnis offenbart das innere Einssein des niederdeutschen Menschen mit dem Tier.

Wilhelm ist zu Tode verwundet in der Entscheidungsschlacht an der Weser. Eine seiner letzten Fragen gilt der Liese.

Landolph, ebenfalls tödlich getroffen, antwortet ihm:

> „Sie stürzte! Sie wußt's, in Herzogs Dienst konnt' ich nicht mehr Sie brauchen"[171]).

Das Tier wird nach den Worten Landolphs als mitfühlende und mitwissende Kreatur aufgefaßt. Das ist wohl tiefste Ausprägung der Nadlerschen Kennzeichnung: „Geschwisterliches Verständnis."

Lauffer hält es für überflüssig in seiner niederdeutschen Volkeskunde, näher auf die Heimatgebundenheit der Niederdeutschen einzugehen. Er sagt kurz: „Heimatliebe, der niederdeutsche Heimatgedanke und das Wurzeln im Boden der Heimat ist selbstverständlich"[172]).

---

[168]) Immermann, Memorabilien II, S. 21.
[169]) Nadler, Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 508.
[170]) Vgl. WW III, S. 26,4—12.
[171]) Vgl. WW III, S. 100,21—24.
[172]) Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland, S. 173.

Grabbe hat das Kleben der Landsknechte an ihrer Heimat sehr „originell“ herausgearbeitet. Er legt den Landsknechten keine pathetischen Bekenntnisse in den Mund. Er setzt vielmehr beim „Grob-Animalischen“ an, beim Essen und Trinken, beim Schimpfen darüber. Dabei steht fest, daß hinter den Schimpfereien der Landsknechte mehr steckt als bloßer Ärger oder „materielle“ Unzufriedenheit. „Schweinebraten und Bier werden nach heimischer Beobachtung herangezogen, um Charaktereigenschaften zu erklären“[173]). Es sind Hinweise auf ein Nicht-Loskommen von der Heimat, wenn Landolph und Wilhelm den Schinken der italienischen Schweinezucht mit dem westfälischen Schinken vergleichen[174]) oder dem italienischen „Gemüse“ „Savoyerkohl und Fleisch mit Sirup und Rosinen“ die heimatlichen Gerichte „Linsen, Erbsen, große Bohnen und ein Stück Speck dazu“[175]) gegenüberstellen, und es ist auch ein Zeichen für ein Nicht-Loskommen von der Heimat, wenn Wilhelm auf fremdem italienischem Boden die „Gose (= Bier) vom Harze“[176]) vermißt.

Grabbe spricht in den Äußerungen der einfachen Landsknechte aus der Haltung und in der Art des einfachen Volkes, nicht idealistisch, sondern derb realistisch. Die Landsknechte sehnen sich unbewußt nach der Heimat. Dieses unbewußte Sehnen läßt Grabbe nur ganz leise durch die „grob-animalischen“ Wendungen hindurchklingen.

Ein einziges Mal lediglich lüftet Grabbe ganz den Schleier. Ein einziges Mal läßt er die niederdeutschen Landsknechte, frei von allem materiellen Anstrich, das aussprechen, was sie bewegt. Es geschieht in Form einer Selbstabgrenzung von den Schwaben.

Die Schwaben kennen das Ziehen der Heimat nicht, nicht die geheime, unbewußte Sehnsucht, die den Niederdeutschen still und schwermütig machen kann. Landolph ist der Sprecher. Er sagt:

> „Da kommen die lustigen Schwaben — geraubte Hühner in der Hand. — Die Kerle können tanzen und stehen doch auf italienischer Erde!“[177])

Heinrich der Löwe erkennt als einziger, was unbewußt hinter den Äußerungen seiner Landsknechte über Suff und Fraß steht. Er als einziger weiß, was sie so schweigsam und düster macht. Aus innerer Wesensverwandtschaft stellt er bei sich fest:

> „Dunkle Ahnung
> Spricht aus diesen Männern — Was sie fühlen
> Bei ihnen ungewohnter Speise, seh'

---

[173]) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 236.
[174]) Vgl. WW III, S. 26,21—27,4.
[175]) Vgl. WW III, S. 27,5—8.
[176]) Vgl. WW III, S. 27,18.
[177]) WW III, S. 27,27 ff.

Ich klar: dem Sachsen ist es fremd und nutzlos
Um dies Italien zu kämpfen"[178]).

Daß Heinrich richtig gesehen hat, beweist das Verhalten der Landsknechte im Entscheidungskampf an der Weser. Da ringen sie bis zum letzten Atemzug um die Heimat, mit der sie so tief verbunden sind. Die letzten Worte der beiden todwunden Landsknechte offenbaren die ganze Tiefe ihrer Bindung.

Wilhelm. Landolph, leb' wohl! Grüß' meine Mutter!
Landolph. Mutter!
Was soll die Mutter! aus mit unsrem Sachsen!
— — — — — — — — — —
Wilhelm. Landolph,
Aus ist es mit den Träumen — Vaterland
Und auch gottlob! Das Leben sinkt dahin — Ich sterbe[179]).

Sachsen, Vaterland sind die letzten Worte. Diesen höchsten Werten wird selbst das menschlichste aller Verhältnisse, das Verhältnis zur Mutter untergeordnet. Was auf dem Boden Italiens „grob-animalisch" angedeutet war, das vollendet sich im freiwilligen bewußten Kampf — letzte Verbundenheit mit der Scholle der Heimat[180]).

In ihrer Sehnsucht nach der Heimat, in ihrem Kleben daran, standen die sächsischen Landsknechte allein. Scharf grenzten sie sich ab von den Schwaben.

Diese Abgrenzung findet einen besonderen Ausdruck in einem eigenen Artbewußtsein.

Landolph ist wieder Vorsprecher. Er wird sich des eigenen Wertes und der eigenen Art im Vergleich bewußt, zunächst im Vergleich mit anderen deutschen Stämmen.

Landolph wehrt sich gegen die allgemeine Anrede „Sachsen". Er fürchtet, mit den „uneigentlichen Sachsen an der Elbe, bei Wittenberg und Meißen" verwechselt werden zu können. Um dieser Verwechslung zu entgehen, geht er Giso, den bayrischen Landsknecht, mit spöttischen Seitenhieben auf die Sachsen an, Wilhelm und ihn lieber Westfalen zu nennen[181]).

Deutlicher erhellt das Artbewußtsein Landolphs aus dem Vergleich mit den Welschen. Den Bayern Giso, ihm ähnlich geartet, und sich selbst gegen die Fremden absetzend, bricht es in ihm durch:

---

[178]) WW III, S. 35,36 f.

[179]) WW III, S. 100,18—20 und 30—32.

[180]) Zur Ausdeutung vgl. Hankamer. Die Heimat, 1923, S. 66.

[181]) Vgl. WW III, S. 27,9—15.

„Baier, ich kriege Heimweh, seh' ich die welschen Gesichter und Figuren. Wo ist der Kerl, der eine breite Brust hätte wie du? Wo einer, der mir bis an die Schulter ginge? Und die schändlichen schwärzlichen Fratzen mit den Katzenaugen! Ich schwöre, es sind nichts als Juden"[182]).

Das Artbewußtsein Landolphs ist nicht innerlich vertieft. Es ist rein äußerlich. Ihm liegen keine seelischen Maßstäbe, sondern lediglich körperliche Maßstäbe zugrunde. Wesentlich mehr nach innen gewandt ist das Artbewußtsein der einfachen Niedersachsen in „Heinrich VI.". Sprecher ist Christoph. Als der Slavenfürst Borvin die Sachsen, die der Ankunft ihres Herzogs entgegenharren, anherrscht:

„Zurück!
Zurück! — Soll ich's euch mit der Peitsche lehren?"

antwortet er:

„Herr Slavenfürst, mit Eurer Peitsche
Treibt in die Ställe Eu'r leibeignes Vieh —
Wir Sachsen aber wissen Euren Peitschen
Ein wenig scharf, mit Schwertern zu begegnen"[183]).

Das ist Artbewußtsein als inneres Wert- und Selbstbewußtsein — der Stempel echter Rasse.

Der Wert der niederdeutschen Art wird am klarsten von dem Kaiser selbst erkannt. Seine Worte krönen und rechtfertigen das sächsische Artbewußtsein.

Bei der Musterung des sächsischen Aufgebots Heinrichs des Löwen bricht der Kaiser aus:

„Und dort die Niedersachsen, riesig,
Und herrlich, wie die Föhren, die den
Harz umsausen! Stolzer und gewaltiger
Als jedem andern König der Erde schlägt
Die Brust dem deutschen Kaiser, sieht er Mannen
Wie diese! Wer kann sie bezwingen?"[184])

Nach dem „Verrat" Heinrichs des Löwen und dem Abzug der Sachsen klagt der Kaiser:

„O mir ist's, da ich die Tapfern
Fortziehen seh', als rissen tausend Eichen,
Die mir gewurzelt in des Herzens Gründen,
Sich blutend daraus los!"[185])

Die Worte des Kaisers weisen mehr noch als die Äußerungen der einfachen Niedersachsen auf die Wurzel und Grundlage des niederdeutschen Artbewußtseins hin — auf das Rassehafte und Rasse-

---

182) Vgl. WW III, S. 27,19 ff.
183) WW III, S. 146,30 ff.
184) WW III, S. 32,7 ff.
185) WW III, S.53,12 ff.

bedingte und seine besonders reine Ausprägung bei den niederdeutschen Stämmen vor allen anderen deutschen Stämmen.

Wir sind oft geneigt, rückwärts blickend, das Partikularismus zu nennen, was Auswirkung einer urdeutschen, weil urgermanischen Eigenschaft sein kann — der Gefolgschaftstreue. Aus den ältesten Zeugnissen, die wir über unsere Vorfahren haben, wissen wir, daß die Gefolgschaftstreue zu den Urwerten der germanischen Ethik gehörte. Im Verlauf der deutschen Geschichte ist das germanische Erbe der Gefolgschaftstreue dem deutschen Volke nicht verloren gegangen. Es findet sich wieder in deutscher Tat und deutschem Wort, in deutschem Leben und in deutscher Dichtung.

Grabbe als volkhafter Dichter, als Künder des deutschen Lebensgesetzes, stellt die Gefolgschaftstreue als wesentlichen Zug seiner Niedersachsen dar. Er läßt sie bei ihnen als den Vertretern des am wenigsten vermischten deutschen Stammes klarer hervortreten als bei den oberdeutschen Stämmen. Das ist nicht verwunderlich. Nach den Darlegungen in der Einleitung, nach den Ausführungen über den nordisch bestimmten westfälisch-volkhaften Dichter Grabbe ist es selbstverständlich, notwendig.

Ausgangspunkt der Betrachtung ist noch einmal die Schlüsselszene (I, 2) des „Barbarossa".

Landolph unterbricht das Selbstgespräch des Löwen vor dem kaiserlichen Zelt:

„Herr, Ihr sprecht da von Welf
Und Waiblingen! — Geht's los? — Verlaßt Euch drauf,
Wir packen schon den Schwaben — Er
Soll sich wundern!"[186])

Die Wahrheit und Echtheit der Worte Landolphs beweisen sich an der Weser, in der Entscheidungsschlacht. Da stehen die Niedersachsen in unwandelbarer Gefolgschaftstreue zu ihrem Herzog. Als es einsamer und einsamer um den Löwen wird, als die Führer der Sachsen zumeist gefallen sind, da ruft Landolph seinem erwählten Gefolgsherrn zu:

„Laß fallen, Herzog — immer noch genug der Treuen!"[187])

Das hohe Lied auf die Gefolgschaftstreue sind die letzten Worte des sterbenden Landolph.

Landolph. Herzog — noch einmal mußte ich dich seh'n! —
Du ahnst nicht, wie ich, als du noch in Füll'
Und Glanz in deinem Braunschweig thronteſt, lechzte
Nach Deinem Blick! — Ich schlief in prächt'gen Träumen,
Wenn Du des Tages einmal mir begegnet! —
— Zu Ende geht's! — Leb' wohl! — Die Narben brechen

---

[186]) WW III, S. 43,31 ff.
[187]) WW III, S. 96,22.

Mir unaufhaltsam auf — Herzog, halt aus!
Der Welfe geht nicht unter! — — Treu war dir
Der Leu bei Askalon — so stark wie der
War Landolph nicht, so treu gewiß![188])

Durchzittert von dem selben Geist, nur keuscher und zurückhaltender, sind auch die letzten Worte Wilhelms. Gleichzeitig schwingt in ihnen etwas mit von der Mannentreue, der schönen Ergänzung der Gefolgschaftstreue.

Wilhelm. Landolph, Wilhelm hat dich sehr
Geliebt — Und auch die Mutter und den Herzog! —
Er konnt' es nur nicht sagen — Und
Stritt er nicht brav? Und scheut' er je den Tod?
— — — — — — — — — —
Landolph. Mein Wilhelm! Deine Mutter weinet weniger
Um dich, als ich[189])!

In der niedersächsischen Gefolgschaft Heinrichs des Löwen lebt die germanische Gefolgschaft fort. Grabbe stellt die Höchstwerte der Gefolgschaft: Treue zum Führer und Treue zum Mann als die Höchstwerte deutschen Lebens schlechtweg heraus. Diesen Höchstwerten werden alle anderen Bindungen untergeordnet. Die Trauer der Mutter über den Tod Wilhelms wiegt nach den Worten Landolphs geringer als seine eigene Trauer. Das ist Bekenntnis zur männlichen deutschen Treueethik germanisch-nordischer Prägung.

Die nordische Art Grabbes schlägt in der Darstellung der Gefolgschaftstreue offen durch, aber nicht nur im „Was", sondern auch im „Wie" der Darstellung.

Landolph und Wilhelm sprechen nur einmal von ihrer Treue, im Tode. Im Leben lechzte Landolph nach dem Blick des Herzogs. Er schlief in prächt'gen Träumen, wenn er ihm einmal begegnet. Aber, er sprach nie davon. Im Leben liebte Wilhelm seinen Kameraden Landolph. Er war ihm treu. Aber, er konnte es nicht sagen. In der schweigenden „Erfüllung" ihrer Treue und Liebe verkörpern Landolph und Wilhelm ein Stück nordischer Seelenhaltung, die durch niederdeutsches Menschentum hindurchscheint. Über die Art und Weise der Äußerung dieser Seelenhaltung sagt Clauß sehr feinsinnig: „Der Norde redet nicht nur durch das, was er sagt, sondern mehr noch durch das, was er nicht sagt. . . ., sein vornehmstes Ausdrucksmittel ist das Schweigen"[190]).

In „Heinrich VI." greift Grabbe den niederdeutschen Zug der Gefolgschaftstreue noch einmal auf. Er arbeitet Gradunterschiede in

---

[188]) WW III, S. 102,7 ff.
[189]) WW III, S. 100,25 ff. und 33 f.
[190]) Clauß, die nordische Seele, S. 34.

der Äußerung bei den beiden Sachsen Christoph und Wehrfried heraus, ihrer Anlage und ihrem Charakter entsprechend.

> Christoph. Seht da! Stormarn, Dittmarsen, alles kommt heran, — ganz Norddeutschland stürzt sich dem Gewaltigen entgegen wie der Strom dem Strudel.
>
> Wehrfried. Die Armut und der Hunger!
> Christoph. Wiederhole das nicht, Wehrfried — Wir hungern jetzt auch, der Regen fällt dicht hernieder, der Sturm braus't durch unser Haar — aber weder Hunger, Sturm, noch Regen haben in den vierzehn Tagen, während welcher wir hier liegen und warten, unsren Eifer und unser Feuer für den Herzog auswehen und auslöschen können.
>
> Wehrfried. Pah, — ich warte selbst, bin eslbst begeistert — aber so reine Begeisterung, wie ihr träumt, gibt es nicht — es sitzt immer dabei etwas hinter dem Berge[191]).

Christoph ist der Idealist, der über den materiellen Bedingtheiten des Alltags steht, nur seinem Herzen folgt. Wehrfried ist ein Grad nüchterner. Er sieht hinter den Regungen des menschlichen Herzens und des Antriebes der Art das Gespenst der Ichsucht und die Gebundenheit des Menschen an das Materielle.

Rassenseelische Tief- und Durchblicke wie bei Landolph und Wilhelm im „Barbarossa" finden wir weder bei Christoph noch bei Wehrfried. Dafür hat „Heinrich VI." andere Vorzüge.

Der erste Vorzug ist, daß Grabbe in „Heinrich VI." — offensichtlicher und allgemeiner als im „Barbarossa" — die Gefolgschaftstreue des einfachen Volkes in Beziehung setzt zu Heinrich dem Löwen, dem Gefolgsherrn. Die gegenseitigen Bindungen werden sichtbar.

Als der Herzog die harrenden Massen seiner Gefolgsleute sieht, jauchzt er auf:

> „O meine Sachsen, ihr seid doch das treuste,
> Gewaltigste der Völker — Unermeßlich
> Wie eure Waldungen ist eure Kraft,
> Ist eu'r Gedächtnis"[192]).

Ihm antwortet Christoph noch einmal für alle, den Bund der Gefolgschaftstreue besiegelnd:

> „Eher reißt du mit der Hand
> Des Forstes stärkste Eiche aus dem Boden,
> Als deinen Namen uns aus unsren Herzen!
> Zu tief, o Löwe, hast du dich da ein-
> Gekrallt!"[193])

---

[191]) WW III, S. 144,31 ff., 145,1 ff.

[192]) WW III, S. 150,23 ff.

[193]) WW III, S. 150,27 ff.

Der zweite wesentliche Vorzug „Heinrich VI." ist, daß Grabbe den Zug der sächsischen Gefolgschaftstreue abhebt gegen die Untreue der Bürger von Bardewiek. Erdhaftes Bauerntum steht gegen entwurzeltes Bürgertum. Deutlich zeigt der Dichter, daß die Gefolgschaftstreue nur da wachsen kann, wo der rassische Trieb stärker ist als das bürgerliche Hirn, wo die Stimme des Herzens noch nicht erstickt ist durch den berechnenden Verstand.

Graf Borghold ist der Ankläger der Bardewieker. Er berichtet dem Herzog:

„Du wähnst, daß die Stadt dir treu sei, weil
Du sie sehr beschützt hast? — 's ist vergessen!
Des Schützers denkt man länger nicht, als man
Ihn nötig hat. — Wir forderten sie auf,
Mit uns für dich sich zu vereinen — Spott
Und Lachen war die Antwort"[194]).

Den Bardewiekern, die ihren Nutzen höher schätzten als ihre Ehre — d. i. Treue zu ihrem Herzog, spricht der Löwe selbst das Vernichtungsurteil:

„. . . Krämer sind's — Nicht Geist, nicht Mut
Besitzen sie, — verbrennt ihr ihre Ballen, reißt
Das Geld aus ihren Fäusten, sind sie nichts!
— Die Memmen rechneten und rechneten,
Und der Kalkul war richtig. — Es ging
Wohl mit ihrem Handel, ihrer Schiffahrt — Prächtig
Standen die Häuser und die Saaten — Torheit
Wär' es gewesen, ihrem Herzog dankbar
Und treu zu sein —"[195]).

Klar werden hier die Krankheitsansätze für den naturhaften niederdeutschen Wesenszug der Gefolgschaftstreue aufgedeckt. Der „Kalkul" ist schuld an dem Verrat der eigenen Art, an dem Verlust des inneren Zwangs zur Treue.

Es ist durchaus möglich, daß Grabbe, wie Schneider meint, etwas von der Krisenstimmung seiner Tage auf die Szene seines Dramas hat abschatten lassen — „den Niederbruch einer idealistischen Weltanschauung unter dem wachsenden Andrang materialistisch angehauchter Ideologien"[196]).

Allein nicht aus der Schlüsselszene des „Barbarossa" abzuleiten ist ein fünfter wesentlicher niederdeutscher Zug des einfachen Volkes, die düstere Vorahnung. Diese Vorahnung, manchmal sogar Einsicht in die Zukunft, steht in engster Beziehung zur Natur.

---

[194]) WW III, S. 152,5 ff.
[195]) WW III, S. 156,14 ff.
[196]) Vgl. Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 234 f.

Grabbe führt uns in der Feldlagerszene am Fuße des Harzes tief in das dem heutigen modernen Menschen verschlossene Geheimnis des niederdeutschen Volksglaubens ein.

Es ist weit verbreitete niederdeutsche Anschauung, daß man aus verschiedenen Ereignissen auf die Zukunft schließen kann. „Wenn die Eule oder das Käuzchen, das ‚Lîkhaun‘, ruft, so verkündet das einen bevorstehenden Todesfall“[197]).

Landolph und Wilhelm wissen, daß der Schrei des Uhus Unheil bedeutet. Sie wehren sich aber gegen den Schrei. Die Treue zum Herzog ist noch größer als ihr Glaube an die Zeichen der Natur.

> Landolph. Du, der Uhu da ist ein
> Verdächt'ger Kerl! Ihn trifft die Schwerenot!
> Laß uns ihn fangen!
> Wilhelm. Ist's nur keine Hexe!
> Er dreht die Augen, schwingt die Fittiche,
> Als wär' er ein Pastor, predigte,
> Und hätte Verstand!
> Landolph. Was Hexe, Wilhelm! — Heult
> Er nicht in uns'res Herzog-Lager? Duldest
> Du das?
> Wilhelm. Landolph, du kennst ja gut den Wilhelm! —
> — Wer uns'ren Herzog schimpft, den krieg' ich unter,
> Und kostet's auch mein bißchen Leben![198])

Wilhelm ist der „Gläubigere“, tiefer in den Anschauungen des Volkes Stehende. Es erscheint ihm frevelhaft, der Sprache der Natur zu trotzen. Er meint, sein Leben zu wagen, wenn er es dennoch tue, aber er tut's.

Lauffer berichtet, daß das niederdeutsche Volk auch heute noch, „wenn nachts die Stürme des niederdeutschen Flachlandes das Strohdach umheulen“, glaube, „Wodans wilde Jagd mit Geheul und Hundsgebell durch die Lüfte schnauben zu hören“[199]).

Landolph und Wilhelm hören den Zug in den Lüften und deuten ihn. Diesmal beugen sie sich unter die Zeichen der Natur. Sie wissen endgültig, daß Unheil über sie hereinbrechen wird.

> Wilhelm. Landolph! Hörst über uns den Hackelberg,
> Den wilden Jäger? Gott beschütze mich!
> Wie saus't der Wald, wie schreit das Hochwild!
> Und in der Luft die Rüden, Kliff und Klaff!
> Landolph. Wilhelm, ich merke, es geschehen große Zeichen!
> Es geht was Großes unter! Laß uns beten,
> Daß es nicht unser Herzog sei![200])

---

[197]) Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde, S. 87.
[198]) WW III, S. 90,29 ff.
[199]) Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde, S. 74.
[200]) WW III, S. 93,31 ff.

Zuletzt schaut Wilhelm seinen und seines Waffengefährten Tod voraus. Er sieht nämlich seinen toten Großvater, wie er beide trüb anblickt.

> Landolph. ... Komm! — Wo blickst du hin?
> Wilhelm. Da in das Buschwerk — Sieh mein Großvater,
> Im weißen Hemd, wie er im Sarge lag,
> Geht drin umher und blickt bisweilen trüb' uns an![201])

Die letzte Vorahnung Wilhelms, die man schon Vorschau nennen könnte, weist hin auf die typisch westfälische Gabe des zweiten Gesichtes[202]), wie sie uns dichterisch vor allem in den Erzählungen und Balladen der Annette von Droste-Hülshoff geschildert wird.

In „Heinrich VI." hat Grabbe den niederdeutschen Zug der Vorahnung nicht so tief gestaltet wie im „Barbarossa". Christoph, viel naturhafter und naturnäher als Wehrfried, ahnt den Tod des Herzogs voraus. Doch Wehrfried weist alle Ahnungen Christophs ab mit den Worten:

> „Du hast ebensoviel Mut als Aberglauben. . .[203])"

Was im „Barbarossa" noch Vorahnung war, ist in „Heinrich VI." schon gruselnder Aberglaube.

Graf von Orla, Freiherr von Roden und Jordanus Truchseß, Graf Borgholt.

Manche Charaktereigenschaften und Wesenszüge des einfachen niedersächsischen Volkes ließ Grabbe aus dem unbewußten Instinkt hervorgehen. Die Charaktereigenschaften und Wesenszüge der adligen Führer des niedersächsischen Volkes rückt Grabbe in das hellste Bewußtsein — denn Adel bedeutet für Grabe höheres, bewußteres Sein und eben darum höhere Art.

Die sächsischen Adligen der Hohenstaufendramen verkörpern auf einer bewußteren Stufe zwei beim einfachen Volk herausgestellte niederdeutsche Wesenszüge: Verbundenheit mit der Heimat, Gefolgschaftstreue. Dazu tritt als dritter Wesenszug genau so wie beim einfachen Volk: die Vorahnung.

Die Verbundenheit mit der Heimat, das Bekenntnis zu ihr blieb bei den sächsischen Landsknechten unausgesprochen. Heinrich der Löwe erst drückte aus, was hinter dem Zorn der Landsknechte über den welschen Suff und Fraß oder auch hinter ihrem düsteren Schweigen steckte. Die sächsischen Führer bekennen sich bewußt zur Heimat.

---

[201]) WW III, S. 94,1 ff.

[202]) Zur Frage des zweiten Gesichtes vgl. Sartori, Westfälische Volkskunde, S. 75.

[203]) WW III, S. 180,7.

Sie wissen um ihre tiefste Verbundenheit mit ihr. Diese Tatsache erhellt deutlich aus dem entscheidenden Führerappell Heinrichs des Löwen vor dem „Verrat“.

Heinrich der Löwe.
Vasallen, denkt ihr an die Heimat?
Graf von Orla. Kann man in diesem Land der List und Tücke,
Von Sonnenglut gedörrt, verhunzt
Mit winzigen Olivenbäumen und
Von süßem, ekelhaftem Weine voll,
An and'res denken, als an deutsche Herzen,
An deutsche Eichen und des Rheinweins Rosen?[204])

Die Führer Heinrichs des Löwen leben, wie die Worte Orlas zeigen, in einer inneren Gespanntheit. Land und Leute Italiens rufen in jedem Augenblick Erinnerungen an die Heimat wach. Die andersartige Landschaft mit ihren winzigen Olivenbäumen, die welsche List und Tücke fordern beständig die Abwehrkräfte der Niedersachsen heraus. Symbole der Abwehr werden die deutsche Eiche, des Rheinweins Rosen und das deutsche Herz.

Die Worte Orlas sind schon echt, aber sie sind noch zu allgemein und zu gefühlsbetont. Gebundenheit an die Heimat hat im Grunde gar nichts mehr mit Gefühl zu tun. Der unabdingliche, unzerstörbare Wesenszug der Niedersachsen, die Verbundenheit mit der Scholle wird erst dort recht sichtbar, wo sich das Gefühl ausgetobt hat, wo nicht mehr der Mensch spricht, sondern wo es aus dem Menschen spricht. Diese Tiefe erreicht erst das Bekenntnis aller sächsischen Führer zum Löwen.

Als der Löwe dem Orla ankündigt:

„So freu' dich Orla! Denn wir zieh'n
Noch heute zu der Heimat wieder!“

bricht es in allen los:

„Wie?
Zur Heimat? Ha, die Heimat! Wo die Weser —
Die Elbe — Nordmeer — Ostsee fluten, —
Vertraut mit uns, der Kindheit Spielgefährten!
— — — — — — — — — — — —
— — — Vaterland!
Wir atmen wieder deine rauhe, aber
Gesunde, lebenskräft'ge, teure Luft![205])

Durch die Worte des Orla, des Jordanus Truchseß, des Albrecht von Roden und der übrigen sächsischen Feldherrn — sie alle legen das Bekenntnis ab — spürt man, wie alle die Weser und die Elbe sehen, wie alle das Nordmeer und die Ostsee hören und wie alle die Luft

---

[204]) WW III, S. 46,6 ff.
[205]) WW III, S. 46,16 ff., 25 f.

der Heimat wieder atmen. Die Ankündigung des Löwen hat alles das in ihnen gelöst. Die Worte sind Offenbarungen eines wesensmäßigen, tatsächlichen Zustandes — Verbundenheit mit der Scholle. Von der Verbundenheit mit der Scholle gehen besondere Kraftwirkungen aus. Diese Tatsache wird deutlich vor der Entscheidungsschlacht an der Weser. Orla und Truchseß erkennen, daß sich auf dem heimatlichen Boden, im Kampfe um ihn, nicht nur die Bindung an ihn, sondern auch die Bindungen von Mann zu Mann verstärken.

Graf von Orla (trinkend). Arme Sonne
Des Südens! Flau das Blut erhitzend, Schweiß
Austreibend! — Hier um Brand von Nordlands Fichten
Schließt sich der Freundesbund am festesten!
Jordanus Truchseß.
Da glüht's nicht nur, da flammt's und brennt's — Und weil
Es draußen kalt ist, weiß man auch warum! —[206])

Die Gefolgschaftstreue der sächsischen Führer ist auf die Spitze getrieben. Man könnte geneigt sein, von Partikularismus zu reden. In Wirklichkeit handelt es sich aber auch hier noch um die folgerechte Durchführung des Gesetzes, nach dem man angetreten — Treue zum Herzog.

Jordanus Truchseß. Was kümmert uns der Waiblinger!
Du selbst
Bist Kaiser, wenn du's sein willst. — Lange
Schon narrte uns der Schwabe — Welfe,
Erheb dich![207])

Die Treue der edlen Sachsen wankt nicht, als der Kaiser zum entscheidenden Kampf an die Weser rückt. Im Gegenteil, sie verhärtet sich zum Trotz, zu einem wilden „Dennoch". Der bärbeißige Truchseß steht allen voran. Der von Roden heißt ihn wählen zwischen Bier von Goslar und Wein von Würzburg, um den Brüdern zuzutrinken. Der Truchseß aber brüllt los:

„Zum Teufel
Der Wein von Würzburg und zum Teufel
Der Kaiser! Seine Herrlichkeit zu Scherben
Wie diese Flasche!"[207])

Ihm antwortet das ganze Sachsenheer von allen Bergen und aus allen Tälern:

„Seine Herrlichkeit
Zu Scherben, wie die Flasche!"[208])

Auf Grund der äußersten Steigerung seiner Treue wird der Truchseß zuletzt der Sprecher des Gesamtvolkes. Er meldet dem Herzog:

---

[206]) WW III, S. 89,22 ff.
[207]) WW III, S. 88,15 ff.
[208]) WW III, S. 88,19 f.

„Wie der Waldbrand hinter dir
Dort aufflammt, angelegt von rohen Händen,
Die dich damit zu ehren wähnten, glüh'n
Die Sachsenherzen alle, dich zu rächen!"[209])

Als der Löwe Zweifel über die Treue aller Sachsen äußert, antwortet derselbe Truchseß:

„Und ob du schmähst, und ob du uns verkennst,
Für dich allein nur klopfen uns're Pulse!"[210])

Der Graf Borgholt in „Heinrich VI." steht genau so treu zum Herzog wie der Truchseß und die anderen sächsischen Führer im „Barbarossa". Indes, es fehlt das innere Verhältnis zum Löwen. Borgholt ist nur Vasall, nicht Gefolgsmann aus freiem Entschluß.

Graf Borgholt. . . . Auch ich war freier Herr
Durch deinem Fall geworden, doch ich zieh' es vor,
Dem Sachsenherzog Vasall zu sein,
In seiner Größe selbst mich groß zu fühlen,
Als klein im Kleinen zu regieren[211]).

Scharf grenzt sich der Borgholt vom Slavenfürsten Borvin ab, der sich knechtisch dem Löwen unterstellen will.

Fürst Borvin. Ja, lieber Knecht, als dieses Wesen tragen.
Graf Borgholt. Nicht so Borvin, das ist ein Unterschied:
Den Knecht umfesselt seine Kette, den
Vasallen seine Ehre[212]).

Sehr fein ist die Abstufung: Gefolgsmann, Vasall, Knecht.

Den Gefolgsmann verkörpern die beiden sächsischen Landsknechte Landolph und Wilhelm und vor allem der Truchseß. Bei ihnen besteht eine tiefere Bindung zum Herzog. Diese Bindung, die in unwandelbarer Treue ihren sichtbarsten Ausdruck findet, ist der Höchstwert ihres Lebens, der Angelpunkt ihres ganzen Seins. Alle anderen Werte verblassen gegenüber diesem Höchstwert, werden diesem Seinsgesetz untergeordnet.

Den Vasallen verkörpert der Graf Borgholt. Von der alten Gefolgschaftstreue kann bei ihm nicht mehr gesprochen werden. Etwas in seinem Wesen ist zersprungen. Es fehlt die innere Bindung vom Gefolgsmann zum Gefolgsherrn. An Stelle der inneren Bindung steht eine äußere Bindung: Vasalleneid und Vasallenpflicht. Das Halten des Eides und die Erfüllung der Pflicht verlangt das Gesetz der Ehre. Aber ist diese Ehre noch verankert im innersten Wesen Borgholts? Ist sie noch Ausdruck eines rassischen Erbes.

---

[209]) WW III, S. 91,37, 92,1 ff.
[210]) WW III, S. 92,6 f.
[211]) WW III, S. 151,21 ff.
[212]) WW III, S. 151,26 ff.

Den Knecht verkörpert der Slavenfürst Borvin. Er unterwirft sich dem Löwen, weil er muß — anders als Wilhelm und Landolph und der Truchseß, anders auch noch als der Graf Borgholt, die gehorchen, weil sie wollen.

Die Gabe der Vorahnung bei den sächsischen Führern wächst aus ihrer Verwurzlung im alten Volksglauben, der seinerseits, wie wir sahen, in engster Beziehung zu den Erscheinungen der Natur steht.

Auch einem Albrecht von Roden und einem Jordanus Truchseß bedeutet der Schrei des Uhus Unheil.

Albrecht von Roden. Da auf der Eiche sitzt ein Uhu, rollt
Das Aug' und heult!
Jordanus Truchseß. Er wittert schon die Leichen,
Die bald mit Blut der Weser Ufer tränken![213])

Zu der Gabe der Vorahnung tritt bei dem sächsischen Adel noch als neuer Zug ein vertrautes Verhältnis zu der alten Vorzeit. Schneider nennt einmal den Jordanus Truchseß einen Menschen, der den kulturellen Konservatismus zum Ausdruck bringe[214]). Das stimmt. Truchseß ist der Hüter eines alten Ahnenerbes. Die Erinnerungen an Alf und Wittekind sind ihm noch nicht erstorben.

Jordanus Truchseß. ... Brüder, lebt
Als Helden, sterbt als Sieger! Mit dem Trank
Walhalla's wünsch' ich's euch!
Graf von Orla. Der Ahnen Geist
Durchschäumt das Bier! Mir ist's, als säße ich
Bei Alf und Wittekind, und tränken Met
Aus goldumfaßten Hörnern!
Jordanus Truchseß. Alle
Einnerungen der Vorzeit laßt erwachen! Alf's
Und Wittekinds Trinkhörner erbt' ich von
Den Vätern! Knechte bringt sie her!
Krieg, bis
Die Schädel uns zerspringen, den Waiblingern,
Wie einst dem fränk'schen Karl![215])

Die Darstellung des vertrauten Verhältnisses der sächsischen Führer zu der alten Vorzeit ist keine bloße poetische Erfindung Grabbes. Der westfälische Dichter schöpft hier aus der Fülle niederdeutscher Volksüberlieferung. Die Erinnerung an den Herzog Wittekind war dem einfachen niedersächsischen Volke nie erstorben. Sartori sagt in seiner Volkskunde: „überall in Westfalen ... begegnen uns die Spuren des Herzogs Widukind, des eigentlichen Helden unseres Landes, — hier ist er überall ein König — von den Wiecksburgen im

[213]) WW III, S. 90,23 ff.
[214]) Vgl. Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 227.
[215]) WW III, S. 88,24 ff., 89,1 ff.

Fürstentum Osnabrück bis zur Wittekindsrast beim Kraienpaul im südlichsten Sauerlande“[216]).

Heute ist die Gestalt Wittekinds dem ganzen deutschen Volke gegenwärtig. Sie erscheint ihm als „der“ Vorkämpfer für die Erhaltung unseres germanischen Erbes. Grabbe hat die Erinnerung an diesen mythischen Helden der deutschen Frühgeschichte schon vor mehr als hundert Jahren in seine Dichtung gebannt — ein weiteres Zeichen für seine Volkhaftigkeit.

Heinrich der Löwe.

Heinrich der Löwe ist die reifste Darstellung und Verkörperung des niederdeutschen Menschen in den Hohenstaufendramen Grabbes. Alles, was bei den einfachen niederdeutschen Landsknechten instinktiv angelegt war, was bei den sächsischen Führern in die höhere Sphäre des Bewußtseins gehoben wurde, vollendet sich in der Persönlichkeit Heinrichs des Löwen.

Der Welfenherzog hat viel vom Blute Grabbes in sich. Er wächst aus seinem Herzen. Fest gewurzelt steht er im Boden des niederdeutschen Raumes. Nieten sagt: „Er (Heinrich der Löwe) mußte dem Niedersachsen Grabbe besonders teuer sein, und ist er uns nicht auch eigentlich verständlicher: er, der Urgermane, der echte Deutsche, der Erreichbares wollte und Dauerndes schuf, während doch die Hohenstaufen sich einem romantischen Wahne geopfert haben?“[217]) Grieben ergänzt: „Historische Wahrheit, Lokalkolorit und Erdgeruch sind der Boden, aus dem der Held plastisch hervorgewachsen vor uns tritt und auf dem er voll verständlich wird“[218]). Schneider äußert noch deutlicher: „— so klebt an seinem Gegner (Heinrich dem Löwen) die ganze Schollenschwere seiner niedersächsischen Heimat“[219]). Ein anderes Mal nennt er ihn einen „Niedersachsen von altem Schrot und Korn“[220]).

Drei Eigenschaften stechen an dem Löwen besonders hervor: Verbundenheit mit dem Boden und den Menschen der Heimat, Führertreue, Herrentum.

Die Bindung an Sachsen ist bei Heinrich dem Löwen gleichbedeutend mit der Bindung an den Nordraum seiner Herkunft. Sie

---

216) Sartori, Westfälische Volkskunde, S. 53.

217) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 223.

218) Gieben, Hochland, 1909, S. 758, Sp. 2.

219) Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 223. Grabbe hat H. d. L. ohne Rücksicht auf den geschichtlichen und genealogischen Tatbestand als Niedersachsen aufgefaßt und dargestellt. Vgl. auch WW III, S. 91,15 f.

220) Schneider, a. a. O., S. 236.

ist nicht vom Gefühl, sondern vom Wesen und Sein des Herzogs bestimmt. Schneider sagt hierzu treffend: „Auf einen ganz nordisch gearteten Menschen wie Heinrich den Löwen übt aus Gründen der naturgesetzlichen Wahlverwandtschaft auch der Norden die allerstärkste Anziehungskraft aus“[221]).

Die nordische Haltung Heinrichs des Löwen in ihrer Bezogenheit auf und in ihrer Bedingtheit durch den nordischen Raum treibt ihn zum Abfall vom Kaiser. Der Abfall ist ein notwendiges Müssen, ein Nicht-anders-Können, ein inneres Gezwungensein. Bezeichnend für das innere Gezwungensein des Löwen sind die Worte Landolphs an Wilhelm:

„. . . Es stürmt ihn wieder nach Norden“[222]).

Nicht der Löwe handelt, sondern es handelt im Löwen. Der Löwe kann nicht anders als gehorchen.

Die Bindung an die heimatliche Scholle des Nordraums, alles, was das Wesen des Löwen ausmacht, was ihm schließlich zum Schicksal werden muß, offenbart am deutlichsten das Selbstgespräch Heinrichs vor dem Zusammentreffen mit dem Kaiser und das Selbstgespräch vor dem eigentlichen Abfall.

Heinrich weiß von der Entscheidung zwischen zwei Bindungen, der Bindung an den Kaiser und der Bindung an die sächsische Heimat. Er bangt vor dem Bejahenmüssen des Heimatdranges. Alle Abwehrkräfte wach rufend, beschwört er sich selbst:

„Stimme
Der Freundschaft, töne! töne! Übertön'
Der Ostsee und des Nordmeers Brausen, das
Hoch über Deutschlands Gau'n und Alpen dringend,
Den Sachsenherzog ruft und mahnt nach Norden!“[223])

Für einen Augenblick zaudert der Löwe. Aber weiter in sich hineinhorchend, erkennt er die wachsende Gegenwärtigkeit der Heimat und die zunehmende Stärke des Dranges zu ihr. Beides zwingt ihn schließlich zur Tat, zum Gehorsam gegenüber dem Gesetz, das ihm vorgeschrieben ist.

Heinrich der Löwe (allein). Der Elbstrom braus't mir durch
Die Adern, und der Harz mit seinen Schrecken,
Mit seinen Felsen, Bäumen, Geiern, zieht
In meinem Geist und wird lebendig! Nicht
Mehr zag' und zweifle ich — Er
Ist da, der Tag, wo sich der Welfe trennt

---

[221]) Schneider, a. a. O., S. 223.

[222]) WW III, S. 26,20.

[223]) WW III, S. 45,15 ff.

Vom Hohenstaufen, wo die deutsche Erde
Zerrissen wird nach Nord und Süd, und wie
Ich ahne, auf Jahrtausende! . . .[224])

Das Rauschen der Ostsee und des Nordmeers, das Brausen des Elbstromes, die Schrecken des Harzes sind stärker als alle Bindungen von Mensch zu Mensch. Im Kampf der Bindungen siegt die Elementarbindung des Herzogs an den Nordraum seiner Herkunft.

Aus der Anerkenntnis der unlöslichen Verbundenheit mit der Heimat erwächst die Reichsidee Heinrichs des Löwen. In der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und ihm fallen die Worte, die sein Programm darstellen.

Heinrich der Löwe. . . . Zieh' mit! Was will
Für dich die winz'ge Lombardei bedeuten?
In Deutschland selbst liegt Deutschlands Kraft![225])

Heinrich sieht, was ihn vom Staufer scheidet. Der Staufer will die Welt. Heinrich will Deutschland mit dem Schwerpunkt in Sachsen und von dieser Grundlage aus den Norden. Der Staufer folgt einer Idee. Heinrich bejaht zunächst die Bindungen seines Seins. Danach setzt er sich nach seinen Bindungen das Ziel.

Heinrich der Löwe.
Ich hör's: das beste ist, daß wir uns fliehen!
— Der Welfe strebt so kühn als der Waiblinger,
Doch nicht kämpft er um eitlen Wahn, der schon
Von selbst verfliegen wird. Er hofft am Nordpol
Noch einst die Zeichen seines Hauses aufzupflanzen,
Als ew'ges Denkmal, daß er ward der Herr
Des Nordens und ihn bindet wie sein Eis![226])

Das Wissen um die Verbundenheit mit der Heimat und der Glaube an die Berufung zum Norden, zum germanischen Reich deutscher Nation, verleihen dem Löwen den stärksten Halt vor der Entscheidungsschlacht mit dem Kaiser.

Den Verrat vieler Lande überblickend, triumphiert er:

„. . . Ich und dieser Harz,
Den ich am Fels hier fasse, steh'n noch da,
Zwei unerschütterliche Gebirge, stark
Genug, um tausend neue Frühlinge
Zu zeugen!"[227])

Genau so deutlich wie im „Barbarossa", vielleicht noch deutlicher, tritt die Verbundenheit des Löwen mit der heimatlichen Scholle in „Heinrich VI."" hervor.

---

[224]) WW III, S. 45,15 ff.
[225]) WW III, S. 45,15 ff.
[226]) WW III, S. 50,35 ff.
[227]) WW III, S. 91,32b ff.

Der Löwe ist älter geworden. Die Verbannung hat an ihm gezehrt. Was ihn zurückkehren läßt, ist nicht gemeiner Haß oder kleinliche Rachsucht, sondern die Sehnsucht nach der Heimat, von der er nicht loskommen kann.

Im „Barbarossa" war das Bekenntnis des Löwen zu der ersten und letzten Bindung seines Seins trotzig und ungestüm. In „Heinrich VI." sind die Bekenntnisworte des Löwen durchzittert von einem tiefen Gefühl. Die ersten Worte des Herzogs nach der Landung auf heimatlichen Boden sind bezeichnend.

Heinrich der Löwe.
O Heimat, Heimat, meiner Größe Land
Und meines Falles — Heil'ge Erde, sei
Gegrüßt — Kein Kind stürzt sehnender
An seiner Mutter Brust, als ich an deinen Schoß[228]).

Alte Erinnerungen steigen in dem Löwen auf. Er denkt an die Tage, da er seinen Bindungen gehorchte, da er dem Kaiser trotzte, aber unterlag und in die Verbannung gehen mußte. Die Jahre in der Fremde im Geiste noch einmal überblickend, das Glück der Wiederkehr ermessend, bricht es dumpf aus ihm hervor:

„Wie hab' ich in den finstern Jahren der
Verbannung diesen Augenblick, wo ich
Der Heimat Boden wiederseh', ersehnt —
Nun ist er da, und statt erträumter Wollust
Ein namenloser Schmerz. . .
— — — — — — — — — —
Die ganze Gegend ist mir nur die Spur
Von dem, was war . . . [229]).

Doch nur einen Augenblick gibt sich der Löwe den Gedanken, dem Gefühl und dem Schmerz hin. Dann erkennt er wieder die Aufgabe, die ihm aus seinen Bindungen erwächst. Sie schallt ihm entgegen in dem Ruf der Sachsen: „Hie Welf!" Sie ruft ihn zum Tilgungskampf des Nordens mit dem Süden[230]), getreu dem Gesetz, nach dem er angetreten, seine Verbundenheit mit der Scholle bestätigend.

Indes, es kommt nicht mehr zum Kampf. Seine Kraft ist hin. Innerlich ungebrochen stirbt er. Seine letzten Worte gelten seinem Sachsen. Sie sind der tiefste Ausdruck seiner Verbundenheit mit diesem Land.

Heinrich der Löwe (mit immer matterer, aber sehr bewegter Stimme)
Lebe wohl, mein treues Sachsen —
Ein Trost ist mir: Mein Leib wird doch ein Stückchen

---

[228]) WW III, S. 147,9 ff.
[229]) WW III, S. 148,24—28a, 36 f.
[230]) WW III, S. 150,20—22.

Von deiner Erde — Weser, Ocker, fahret wohl —
Leb' wohl du Harz mit deinen Felsentalen —
Wie gern verirrt' ich mich nur einmal noch
In dir . . .[231])

Der Verbundenheit des Löwen mit der Heimat entspricht die Verbundenheit mit den Menschen dieser Heimat. Heinrich der Löwe und seine Niedersachsen sind wahlverwandte Naturen. Der Herzog wurzelt in den Herzen der Niederdeutschen, die Niederdeutschen leben nur durch ihn. Die Verbundenheit mit der Heimat sprach der Löwe selbst aus in stolzen und trotzigen, aber auch in gefühlsdurchzitterten Bekenntnissen. Die Verbundenheit des Löwen mit den Menschen der Heimat wird nur offenbar durch die Äußerungen seiner Gefolgsmannen über ihn. Sprecher sind noch einmal Landolph und Wilhelm und Christoph.

Der Löwe ist seinen Niedersachsen vertraut. Er hat sich, wie Christoph einmal ausdrückt, in ihren Herzen eingekrallt[232]). Dieses Vertrautsein, dieses Eingekrallthaben ist das beste Zeugnis für die enge Verbundenheit des Löwen mit den Menschen der Heimat, jedenfalls besser als alle Bekenntnisse des Löwen selbst.

Landolph ahnt, was in seinem Herzog vor sich geht, als er vor der Trennung vom Kaiser durch das Lager schreitet.

Landolph. — — — — — — — —
. . . Es stürmt ihn wieder nach Norden[233]).
Wilhelm. Auf die Seite — der Löwe geht vorbei!
Landolph. Wolkenschwer, wie ein Sturm![234])

Christoph entwirft dem jungen Gottfried ein umfassendes und einprägsames Bild vom Herzog. Der Entwurf dieses Bildes zeugt unumstößlich für das Vertrautsein mit dem Herzog oder auch für die Verbundenheit des Herzogs mit den Menschen der Heimat.

Gottfried (zu Christoph). Alter, wie sieht er aus? Ich bin noch jung und sah ihn nie.
— — — — — — — — — —
Christoph. Nun — wenn er lächelte, war es, als bräche die Sonne aus den Wolken, warm wurde es jedem um das Herz, und in der Brust quollen Lust und Freude auf, man wußte nicht woher, wie die Kräuter im Frühjahr. Wenn die Falten der breiten ehernen Stirn sich zur Heiterkeit auflösten, bei Gott, es war, als börsten Felsentore auseinander und zeigten da, wo man es am wenigsten vermutete, die Pforten des Himmels.
Gottfried. Und wenn er zürnte?

---

231) WW III, S. 187,14 ff.
232) Vgl. WW III, S. 150,27 ff.
233) WW III, S. 26,20.
234) WW III, S. 29,16 f.

Christoph. Schrecklich — Da steht er, und ich muß weg seh'n — das Gesicht, durchwölkt von geschwollenen Adern, — das Auge funkelnd und lechzend wie der isländische Hekla, das Schwert wild in der Luft, daß sie erklang, — die Füße auf winzelnden Sterbenden, Könige unerkannt darunter, wie Korn in der Spreu, und die Stimme, laut wie der Donner, aber entsetzlicher, denn er brüllt nur, bei ihm verstand man aber, was er sagte[235]).

Woher erklärt sich dieses Vertrautsein mit dem Wesen des Herzogs, dieses indirekte Zeugnis für seine Verbundenheit mit den Menschen der Heimat? Aus dem organischen Einssein von Führer und Gefolgschaft und aus der Gemeinschaft des Blutes! Christoph redet von der Glanzzeit des Löwen als von einer Zeit, da „der Löwe noch herrschte, wir seine lebend'gen Glieder waren"[236]). Wehrfried umreißt die Notzeit während der Verbannung des Löwen mit den Worten: „. . . der Kaiser haus't fern von uns und ist nicht unser Landsmann . . ."[237]) In diesen Worten steckt das Geheimnis der Verbundenheit Heinrichs mit den Menschen der Heimat.

Einer der hervorstechendsten Züge des einfachen niederdeutschen Volkes und der niederdeutschen Führer war die Gefolgschaftstreue. Ihr Gegenstück ist bei Heinrich dem Löwen, dem Gefolgsherrn, die Führertreue.

Landolph, der getreue Knecht, stirbt in den Armen seines Herzogs.

Heinrich der Löwe. Du sinkst? — In meine Arme!
Landolph. Ha, mir wird
Ein fürstliches Begräbnis: Herzogsarme![238])

Heinrich behält den sterbenden Landolph in seinem Gedächtnis über dessen Tod hinaus. Er denkt an ihn, als er wieder auf sächsischem Boden steht.

Heinrich der Löwe.
— — — — — — — — — —
. . . Und hier verblutete in meinen Armen
Der Landolph, der getreue, reis'ge Knecht —
Tot und verwest auch — doch bei Mathildis,
Die mit dem Schleier seine Wunden ihm
Verband, soll er in meinem Herzen immer leben,
Nie wieder find' ich solche Kraft und Treue! . . .[239])

Den Niederdeutschen, die dem Löwen die Treue hielten trotz der Verbannung und die nach seiner Rückkehr freudig ihn begrüßen, gilt seine ganze Sorge. Treue um Treue.

---

[235]) WW III, S. 145,26 f., 145,32—146,4.
[236]) WW III, S. 144,18 f.
[237]) WW III, S. 144,25 f.
[238]) WW III, S. 102,17 ff.
[239]) WW III, S. 149,33 ff.

Heinrich der Löwe.
. . . (Zu dem versammelten Volke)
Kinder, ihr seid ja ganz durchnäßt,
Ihr friert!
Christoph. Wir spüren's wenig, denn
Du bist ja wieder da!
Heinrich der Löwe. Ich will euch wärmen
Und trocknen — es ist Vaters, Herzogs Pflicht — Kennt
Ihr Bardewick?[240])

Streng vergleicht der Löwe die Treue des einfachen Volkes mit der Untreue der Bürger von „Bardewick", denen er alles gab. Es steht bei ihm fest, den einfachen Menschen der Scholle wird er ihre Liebe und Treue mit Treue vergelten, die untreuen Bürger wird er fallen lassen und dem Gericht preisgeben.

Heinrich der Löwe. Werter als die Bürger seid
Ihr mir. Wenig tat ich nur für euch und alles
Für sie — Undank mein Lohn von dem Gesindel, —
Ihr liegt im Regen und erwartet mich,
Sie ruh'n auf Polstern, die sie mir verdanken,
Und lachen meiner —[241])

Es ist zu natürlich, daß die Grabbesche Darstellung des niederdeutschen Welfenherzogs einen typischen Zug des niederdeutschen Führers, wie wir ihn schon beim Baron im Lustspiel herausstellten, nicht unterschlägt — Herrentum. Das Herrentum Heinrichs des Löwen ist gegenüber dem des Barons durch Grabbe gewaltig gesteigert. Es äußert sich nicht in Herrenworten, sondern in Herrentaten. Diese Herrentaten erwachsen aus den Bindungen des Löwen. Gleich groß und herrisch steht Heinrich der Löwe neben dem Kaiser.

Heinrich der Löwe.
— — — — — — — — — —.
Der Stern der Welfen? . . . Er ist ein anderer
Als der von Waiblingen! Sie stiegen beide
In fabelhafter Vorzeit Dämmerung
Mit wundervollem Glanz aus Deutschlands Boden
Und stiegen immerdar, Jahrhunderte
Hindurch, bis zu des Äthers letzten Gipfeln,
Ein zweites Paar der Dioskuren —
— Nun nahen sie im Scheitelpunkt zusammen,
Und einer muß sich beugen, oder muß
Erlöschen, oder beide müssen sich
Zerstören! —[242])

---

[240]) WW III, S. 152,14 ff.
[241]) WW III, S. 152,28 ff.
[242]) WW III, S. 29,42, 30,1 ff.

In Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa lauert die Gefahr der Selbstverheerung und Freundvernichtung, eine ständige Gefahr germanischen Wesens. Beide, der Welfe und der Staufer, sind ausgesprochene Herrenmenschen. Beide verkörpern den starken Drang der nordischen Rasse nach Herrschen, Anführen und Leisten. Die Welt ist zu klein für ein gemeinsames Wirken. Nebeneinander können Welfe und Staufer nicht bestehen. Es geht um ein eisernes Entweder-Oder. Gegeneinander stehen die Welten der realen Bindungen und der Idee. Heinrich der Löwe bejaht die Welt der realen Bindungen, vor allen Dingen die Bindung an die heimatliche Scholle. Kraft seines Herrentums, das sich durchsetzen will und muß, erstrebt er das germanische Reich der Deutschen mit dem Schwerpunkt im Ursprungs- und Herkunftsland der germanisch-nordischen Rasse, ein Reich, verankert im Seinsgesetz des deutschen Menschen. Friedrich Barbarossa bejaht die Welt der Idee. Kraft seines Herrentums, das sich auch nicht zügeln läßt, erstrebt er die Verwirklichung des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“, einer Idee, die den Deutschen nie innegewohnt hat, sondern ihnen nur aufgegeben wurde.

Heinrich der Löwe unterliegt der stärkeren Macht des Kaisers. Sein Herrentum aber bleibt ungebrochen. Es nötigt dem Kaiser schließlich höchste Achtung ab. Es zwingt ihn zur Zügelung seines herrischen Vernichtungswillen[243]).

Zusammenfassung und Auswertung.

Die unbewußte Reichsidee der niedersächsischen Landsknechte und die bewußte Reichsidee Heinrichs des Löwen, wie Grabbe sie schildert, ist in manchen Zügen unsere Reichsidee.

Wir lehnen heute bewußt alle „universalen“ und „imperialen“ Tendenzen des Ersten und Zweiten Reiches ab. Unser Ziel ist ein großes volksdeutsches Reich, das alle Gebiete unserer einstigen Nordost- und Südostkolonisation umfaßt. Wir bekennen uns heute entschieden zu dem ersten Teilversuch in dieser Richtung, zu der Reichsidee Heinrichs des Löwen, die in den tiefsten Bindungen unseres Seins begründet ist.

Daß Grabbe die Reichsidee Heinrichs des Löwen schon vor mehr als hundert Jahren dichterisch erfaßte und gestaltete, ist wohl das treffendste Zeugnis für seine Volkhaftigkeit. Im Lustspiel schlugen hin und wieder volkhafte Züge durch. Die Hohenstaufendramen stehen ganz im Lebensraum des deutschen Volkes, wachsen ganz aus seiner Wirklichkeit, aus dem Grunde seines Wesens, sind also im wahrsten Sinne des Wortes volkhafte Dichtung.

---

243) Vgl. WW III, S. 100,6—12.

Das Herz Grabbes ist bei den niederdeutschen Menschen. Über der Untersuchung der bestimmenden Wesenszüge dieser niederdeutschen Menschen stand und steht immer noch die Grundfrage der Arbeit, für die Hohenstaufendramen formuliert: Sind nicht die niederdeutschen Menschen Grabbes auf Grund ihrer größeren Naturhaftigkeit, größeren Erdnähe und größeren Arttreue recht eigentlich deutsche Menschen? Die Voraussetzung dieser Frage ist die Überzeugung, daß die bestimmendsten und typischsten Werte und Eigenschaften des deutschen Menschen Reste der germanisch-nordischen Grundsubstanz sind, am klarsten, weil am unvermischtesten, erhalten bei den Volksstämmen des niederdeutschen Raumes.

Als typische Eigenschaften der niederdeutschen Menschen in den Hohenstaufendramen wurden herausgestellt: Liebe zum Tier, Kleben an der Heimat, Artbewußtsein, Gefolgschaftstreue, die Gabe der düsteren Vorahnung bei den einfachen Landsleuten; Verbundenheit mit der Scholle, Gefolgschaftstreue, die Gabe der düsteren Vorahnung, vertrautes Verhältnis zu der alten Vorzeit bei den sächsischen Adligen; Bindung an den Nordraum der Herkunft, Verbundenheit mit den Menschen dieses Raumes, Führertreue, Herrentum bei dem niederdeutschen Führer Heinrich dem Löwen.

Von allen diesen Wesenszügen möchte ich als nur-niederdeutsch lediglich zwei aussondern: das vertraute Verhältnis zu der alten Vorzeit bei den sächsischen Adligen und die Gabe der düsteren Vorahnung ebenfalls bei ihnen und bei den sächsischen Landsknechten.

Das vertraute Verhältnis zu der alten Vorzeit ist eine rein stammesgeschichtliche Rückerinnerung, hat also mit den Wesenszügen des deutschen Menschen nur ganz bedingt etwas zu tun.

Die Gabe der düsteren Vorahnung, bei den Westfalen vertieft zu der Gabe des zweiten Gesichtes, scheint germanisch-nordisches Urgut zu sein[244]). Wir finden nämlich diese Gabe überraschenderweise auch bei den Bauern der isländischen Sagas, ebenso bei den Bauern Norwegens. Jedoch als typisch deutscher Wesenszug kann die Gabe der düsteren Vorahnung, vor allen Dingen aber das zweite Gesicht, nicht angesehen werden. Sie bleibt beschränkt auf das westfälische und engere niederdeutsche Gebiet. Ein einleuchtender Grund kann für diese Tatsache nicht angegeben werden. Vielleicht, daß irgendwelche uns unbekannte Beziehungen zwischen Mensch und Natur bestehen, die den anderen Stämmen in ihren neuen Wohnsitzen mit ihren anderen helleren und lichteren Landschaften verloren gegangen sind. Vielleicht, daß die größere Offenheit der anderen Stämme gegenüber

---

244) Vgl. Zaunert, Die Stämme im neuen Reich, S. 71. „Ein Zusammenhang mit rassisch-stammlichen Anlagen anzunehmen, liegt nahe."

den Erscheinungen der Zivilisation sich ungünstig für das Weiterbestehen einstiger gemeinsamer Erbanlagen auswirkte und noch auswirkt. Fest steht lediglich: Die Gabe der düsteren Vorahnung ist nicht ins Deutsche eingegangen. Das rassische Erbe, bereits im Ansatz für eine allgemeine Weiterentwicklung abgedrosselt, lebt nur fort im niederdeutschen Raum. Aber auch dort droht ihm Vernichtung durch das Zeitalter der Technik und des gesteigerten Verkehrs, „das die einzelnen Bauernschaften wie die einzelnen Menschen immer mehr aus sich herausholt und nach dem Äußerlich-Materiellen zieht"[245]).

Alle anderen Wesenszüge der niederdeutschen Menschen in den Hohenstaufendramen, mit Ausnahme der abgesonderten, kann man, muß man als deutsche Wesenszüge bezeichnen. Bei allen besteht eine nachweisbare „Kontinuität" vom rassischen, germanisch-nordischen Ausgangspunkt über das Niederdeutsche ins Deutsche. Besonders gilt das von der Gefolgschaftstreue und ihrer Entsprechung, der Führertreue, von dem Artbewußtsein, von dem Herrentum und von dem vielleicht fälisch mitbestimmten „verharrungsmenschlichen"[246]) Zug der Bindung an die Scholle. Gefolgschaftstreue, Führertreue, Artbewußtsein, Herrentum finden sich natürlich als nordisch bestimmte Züge bei allen deutschen Volksstämmen; freilich selten so klar wie bei den niederdeutschen. Der „verharrungsmenschliche" Zug der Bindung an die Scholle, ein möglicherweise fälischer Einschlag im ursprünglich nordisch angelegten Stammeswerden, ist auf deutschem Boden auch heute noch am deutlichsten unter den Niedersachsen, zumal unter den Ost- und Westfalen anzutreffen[247]).

Immermann meinte einmal, in Grabbe etwas „Urgermanisches" durchblitzen zu sehen[248]). Bergmann nennt die Schilderung Immermanns, in der dieser Ausdruck „urgermanisch" fällt, eine solche, „die immer zu den klassischen Charakteristiken des Dichters gehören, mit der tiefen Einsicht in den Kern von dessen Wesen immer einen hohen Rang behaupten wird"[249]). Wenn je das „Urgermanische", das in Grabbe durchblitzen soll, in seinen Menschendarstellungen Ausdruck gefunden hat, dann ist es bei den niederdeutschen Menschen der Hohenstaufendramen der Fall. Fast alle ihre Wesenszüge, die wir heute als deutsche Wesenszüge erkennen, muten an wie altes Urgestein. Am augenscheinlichsten trifft dies zu für den Wesenszug der Gefolgschaftstreue und ihrer Entsprechung, der Führertreue.

---

[245]) Zaunert, Die Stämme im neuen Reich, S. 71.

[246]) Vgl. Clauß, Rasse und Seele, S. 41.

[247]) Vgl. Clauß, a. a. O., S. 41 f.

[248]) (Tagebucheintragung aus der zweiten Hälfte des Januar 1835.) Bergmann, Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, S. 147.

[249]) Bergmann, Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, S. 147.

Aber Grabbe bleibt nicht bei dem germanischen Urgestein stehen. Über das stammhaft Niederdeutsche stößt er vor zum allgemein Deutschen. „Grabbe will nicht bloß germanische Kunst, sondern durchaus deutsche Kunst haben. Er setzt, was in ihm lebt und nach Gestaltung drängt, mit der Einseitigkeit des Neutöners schlechtweg gleich Deutsch“[250]).

3. Der niederdeutsche Mensch in „Napoleon“.

Der Herzog von Braunschweig und der schwarze Becker, der alte hannoversche Scharfschütz und sein Sohn Fritz — niederdeutsche Menschen.

Nur zwei kurze Szenenausschnitte im „Napoleon“ hat Grabbe dem niederdeutschen Menschen gewidmet. Die Zeichnung des niederdeutschen Menschen in diesen Ausschnitten ragt an keiner Stelle über die in den Hohenstaufendramen hinaus, ist im Gegenteil bedeutend „schwächer“.

Der erste Szenenausschnitt schildert den Abschied des Herzogs von Braunschweig von seinem getreuen Diener. Die Schilderung stellt noch einmal die Gefolgschaftstreue und die ihr entsprechende Treue des Gefolgsherrn als eine niederdeutsche Eigenschaft heraus.

> Herzog von Braunschweig. Du bist ein braver Kerl, sorgst wohl zuerst für dich, dann aber zunächst für mich — Mehr kann man von einem Menschenkinde nicht verlangen —
>
> Schwarzer Becker. Herr Herzog —
>
> Herzog von Braunschweig. Laß das gut sein — So braun dein Gesicht ist und so schwarz dein Haar ist — du bist mir lieber als viele der Herren, welche mich in Braunschweig bei meiner Rückkehr mit ihren nichtssagenden Fratzen und wohl frisierten Perücken empfingen . . .[251])

Beachtenswert ist die Abwertung der Gefolgschaftstreue beim schwarzen Becker. Eine Wendung wie: „Du bist ein braver Kerl, sorgst wohl zuerst für dich, dann aber zunächst für mich —“ wäre in den Hohenstaufendramen für die Charakterisierung der Haltung eines Landolph, Wilhelm oder Christoph zu Heinrich dem Löwen undenkbar gewesen. Landolph, Wilhelm, Christoph kannten überhaupt nichts anderes als den Herzog. Ihm gegenüber bedeutete das eigene Ich rein gar nichts. Die Haltung Wehrfrieds freilich in „Heinrich VI.“ kommt schon näher an die des schwarzen Becker heran. Überhaupt zeigt sich in der dramatischen Entwicklung Grabbes und in der Entwicklung seiner Menschengestaltung eine wachsende Rücksichtnahme

---

[250]) Petsch, Der Zwinger, 1918, S. 58.

[251]) WW IV, S. 105,26 ff.

auf die materiellen Bedingtheiten des Menschen, die einem Flug ins Ideelle immer wie Klötze an den Beinen hängen.

Der zweite Szenenausschnitt des „Napoleon“ schildert indirekt die alte Jagdlust der Niedersachsen, ihr Aufbäumen gegen die Jagdgesetze, entsprungen aus einem tiefen Gefühl für Freiheit und Eigenständigkeit. Handelnde sind ein alter hannoverscher Scharfschütz und sein Sohn Fritz.

> Der Hauptmann. Ich habe unter meiner Kompagnie einen sechzehnjährigen Burschen von den Harzjägern — Er sieht und schießt unglaublich weit. —
>
> — — — — — — — — — —
>
> General. Schieß, Junge.
>
> Fritz. Wie gern! (Er zielt kurz und schießt.) Hahaha! Da liegt des Königs Wildbret, sagt mein Vater, und erquickt treuer Untertanen Beutel und Magen, wenn wir am Blocksberge einen Sechzehnender wilddieben.
>
> General. Wer fiel?
>
> Fritz. Der Obrist, und die übrigen galoppieren davon wie ein Rudel Hirschkühe, wenn der Bock aus ihrer Mitte geschossen wird[252]).

Symbolisch ist das scharfe Hahaha. Es erinnert an die Schadenfreude bei der Verletzung der Jagdgesetze. Es ist nur zu erklären als ein Aufflackern des naturhaften Freiheitsdranges.

Der Zug der Gefolgschaftstreue und der Führertreue wurde bereits in den Hohenstaufendramen als ein „ur“germanischer Wesenszug erkannt und auf Grund der Darlegungen zu Beginn der Arbeit dort schon von vornherein gleich deutsch gesetzt.

Der niederdeutsche Wesenszug des Freiheitsdranges und der Eigenständigkeit, des Widerstandes gegen Einschränkungen dieser Urtriebe, im vorliegenden Fall erläutert durch die bewußte Verletzung der Jagdgesetze, ist neu. Zweifellos handelt es sich auch hier um eine „ur“germanische Eigenschaft und eben deshalb auch um eine wesentlich deutsche.

Eine treffende Ergänzung zu der Herausstellung des naturhaften Freiheitsdranges als eines elementar germanischen, niederdeutschen, deutschen Wesenszuges liefert Annette von Droste-Hülshoff, „die“ große Deuterin niederdeutschen Seins neben Grabbe, in der „Judenbuche“. Die Ergänzungsstellen seien hier ausführlich mitgeteilt als Beweis dafür, wie Dichternaturen gleicher Art entscheidende Wesenszüge ihrer Menschen in gleicher Weise erkennen und als urtümliche niederdeutsche, deutsche Wesenszüge darstellen. Es handelt sich bei den Ergänzungsstellen der Droste um die allgemeine Schilderung der „Blaukittel“, jener Menschenart des gebirgichten Westfalen,

---

252) WW IV, S. 119,8—10,33 ff.

die als tragende Volksschicht hinter dem Geschehen der „Judenbuche" steht und um die besondere Charakterisierung der Margret Semmler-Mergel als der auserwählten Vertreterin und Sprecherin ihrer Stammesgenossen.

Annette zeichnet zuerst die „Blaukittel". Sie sagt:

„Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als alle seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten, als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung, und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten"[253]).

An einer anderen Stelle ergänzt Annette die Charakteristik mit den Worten:

„. . ., daß alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vorteil meist auf Seiten der Bauern blieb"[254]).

Wir sehen, es handelt sich bei den „Blaukitteln" um Menschen, die im Gegensatz zu den öffentlichen Gesetzen stehen, um Jagd- und Holzfrevler aus naturhaftem Freiheitsdrang. Das zuletzt Behauptete erhellt allerdings erst aus den Worten der Margret Semmler-Mergel. In einem kurzen Zwiegespräch mit ihrem Sohn Fritz entwickelt sie ihre Anschauung vom Holz- und Jagd„frevel" und wirft dadurch zugleich ein Schlaglicht auf die tieferen Beweggründe der „Blaukittel", ihrer Stammesgenossen.

„Friedrich kam scheu heran, die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern und den verstörten Zügen. „Fritzchen", sagte sie, „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen?" — „Mutter, Hülsmeyer stiehlt." — „Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? Wer sagt dir so schlechtes Zeug?"

— — — — — — — — — —

„Aber Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt." — „Kind, Brandes ist ein Förster." — „Mutter, lügen die Förster?" Margret schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen, und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere, sie können niemanden gehören. Doch das verstehst du noch nicht . . ."[255])

---

[253]) Schulte Kemminghausen, Werke III, S. 5 f.

[254]) Sch. K. III, S. 6.

[255]) Sch. K. III, S. 11.

Die Anschauung der Margret Semmler-Mergel, die genau die Anschauung der „Blaukittel“ ist, deckt sich haarscharf mit der Anschauung des hannoverschen Scharfschützen und seines Sohnes Fritz bei Grabbe. Jagd„frevel“ gibt es nicht, Wilddieberei ist Kampf gegen eine willkürliche Rechtsetzung. Der Kampf ist notwendig, innerer Zwang, Ausdruck eines künstlich gehemmten naturhaften Freiheitsdranges.

Grabbe vertieft den germanischen, niederdeutschen, deutschen Wesenszug des naturhaften Freiheitsdranges entscheidend in der „Hermannsschlacht“. Im vorliegenden Fall — das muß gesagt werden — ist der Wesenszug nur angedeutet, nur nebenbei erwähnt. Es handelt sich lediglich um eine Episode in einem Drama, das die Tragik des Korsen und nicht den niederdeutschen Menschen zum Gegenstand hat. In der „Hermannsschlacht“ dagegen wird es sich handeln um den niederdeutschen Menschen schlechthin, sein naturhafter Freiheitsdrang aber wird mit im Brennpunkt des ganzen dramatischen Geschehens stehen. Im Szenenausschnitt des „Napoleon“ geht es nur um die geheime Empörung eines Einzelnen gegen eine äußere Setzung. In der „Hermannsschlacht“ wird es gehen um das Auflodern des naturhaften Freiheitsdranges eines ganzen Stammes in einem Existenzkampf gegen die römische Fremdherrschaft.

4. Der niederdeutsche Mensch in der „Hermannsschlacht“.

Die germanischen Bauern, die germanischen Unterführer, Hermann und Thusnelda — niederdeutsche — nordisch bestimmte deutsche Menschen.

Die „Hermannsschlacht“ hätte die Krönung der westfälisch-volkhaften Dichtung Grabbes werden können, wenn Grabbe noch seine volle Gestaltungskraft gehabt hätte. Aber Grabbe konnte nicht mehr, wie er wollte. Er kam nicht mehr zu einem geschlossenen Drama, das die Bühne hätte erobern können. Die „Hermannsschlacht“ blieb und bleibt ein gewaltiger Torso.

Für uns ist die „Hermannsschlacht“ heute von besonderem Wert wegen der Menge und Tiefe ihrer volkhaften Züge und Gedanken. Sie ist geboren aus den tiefsten Bindungen an Heimat und Vaterland. Grabbe hat in dieses Werk seine ganze Seele hineingelegt. Er hat es dem Tode abgerungen. „Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich fürchterlich erschüttert. Ihretwegen ward ich so krank, mocht's aber nicht sagen . . .“[256]) „Der Hermannsschlacht unterlieg ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben?“[257]) „Die Hermannsschlacht ist

---

[256]) Brieffragment (213) an Schreiner. WW VI, S. 118,16 ff.
[257]) Brief (264) an Schreiner, WW VI, S. 155,15 ff.

in und über mir, wie ein Sternenmeer. — Wohl mein letzter Trost"[258]). „. . . Ich will nur die Hermannsschlacht vollenden . . . Indes verpfände ich Ihnen für diese Anleihe all mein unbedeutendes Hab und Gut . . ."[259])

Der Plan zur „Hermannsschlacht" ist Grabbe in der Fremde gekommen, in Düsseldorf, wo er sich grenzenlos einsam fühlte. Der Gedanke an die Heimat hat Grabbe dazu getrieben, das Drama zu schreiben, das Werk ist voll von Erinnerungen an sie. „Ich schreibe an der ‚Hermannsschlacht' und hoffe, sie soll frisch sein, wie Lippe's Wald. Unser Querweg von Hartröhren zum Kreuzkrug keimt auch darin"[260]). „Ich betreibe jetzt die Vorstudien zum Armin, ende wohl morgen. Teufel, da wächst was! Mein Herz ist grün vor Wald . . ."[261]) „. . . Jetzt ist mein Herz frei, alle Vorstudien zur Hermannsschlacht sind beendigt. Ach, ich selbst kenne aus meiner Kindheit ja jeden Baum, jeden Steg dazu!"[262]) „Die ersten Szenen des Armin sind fertig. Das Stück beginnt auf der Gausekötte, im Vorfrühling, unter so halbem Schneewetter —"[263]).

Die Germanen der „Hermannsschlacht" sind niederdeutsche Menschen, aus dem unmittelbarsten Erlebnis gestaltet: „. . . alle Täler, all das Grün, alle Bäche, alle Eigentümlichkeiten der Bewohner des lippischen Landes . . . sollen darin grünen, rauschen und sich bewegen"[264]).

Ich unterscheide wie bei den niederdeutschen Menschen der Hohenstaufendramen drei Gruppen: die einfachen Bauern, die Unterführer der Bauern, den Bauernführer Hermann und sein Weib Thusnelda. Alle Menschen dieser drei Gruppen verkörpern niederdeutsche Wesenszüge. Die Charakteristik aller Menschen ist bestimmt durch die niederdeutsche Art Grabbes selbst und durch die Umwelt, aus der Grabbe seine Menschen genommen hat.

Die stärkste Berührung Grabbes mit den einfachen Bauern fand während seiner Auditeurzeit statt. „Grabbe verhandelte mit seinen Bauern in lippischem Platt, und diese mögen mit dem originellen Kauz besser fertig geworden sein, als mit einem steifen Musterbeamten. Manche Komödie mag sich in der Stube abgespielt haben, und er hat sich dann in der Dichtung darüber lustig gemacht (?), z. B. in der Gerichtsszene der Hermannsschlacht"[265]). Sicher ein Er-

---

258) Brief (279) an Schreiner, WW VI, S. 165,2 f.
259) Brieffragment vom 2. 1. 1836 an Schreiner, WW VI, S. 168,23.
260) Brief an Petri vom hl. Dreikönigstag 1835, WW VI, S. 78,2 ff.
261) Brieffragment (212) an Schreiner, WW VI, S. 118,11 ff.
262) Brieffragment (213) an Schreiner, WW VI, S. 118,14 ff.
263) Brief an Petri vom 5. 4. 1835, WW VI, S. 119,14 ff.
264) Brief an L. Klostermeier vom 8. 1. 1835, WW VI, S. 76,32 ff.
265) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 139.

lebnis aus der Auditeurzeit, als solches in die „Hermannsschlacht" eingegangen, ist die Alimentationsklage der Erneste Klopp[266]). Leider fehlen uns andere direkte Zeugnisse. Das Schrifttum über Grabbe glaubt trotzdem — und zwar auf Grund der lebendigen Menschenschilderung der „Hermannsschlacht" an eine Charakterisierung aller einfachen germanischen Bauern nach dem Leben, nach den Vorbildern zeitgenössischer lippischer Bauern. Nieten urteilt: „Es sind rauhe westfälische Bauern, mit modernisierten Zügen, realistischen Details, weniger mit taciteischen Erinnerungen . . ."[267]) Wippermann äußert in seinem Versuch „Niederdeutsches bei Grabbe": „Seine (Grabbes) Cherusker sind nicht alte Germanen schlechthin, sondern echte Niedersachsen, Landsleute des Dichters. Und diese Kunst der Individualisierung erstreckt sich selbst auf die einzelnen Vertreter des Volkes, die ein jeder ihre bezeichnende Eigenart haben"[268]). In dem kleinen, schon für die Menschen der Hohenstaufendramen zitierten, anonymen Aufsatz „Heimat und Vaterland bei Grabbe" heißt es: „Wie kraftvoll, wie lebendig und auch anschaulich hat Grabbe in seiner ‚Hermannsschlacht' Land und Leute seiner lippischen Heimat vor uns hingestellt! Das sind echte niedersächsische Menschen, die fest in der Landschaft des Teutoburger Waldes und der Weserberge stehen"[269]). Schneider erklärt zuletzt: „In allen von Grabbe bewußt volkstümlich angelegten Szenen herrschen trotz der geschichtlichen Verkleidung überall die Lebensanschauungen, Sitten und Gebräuche der lippischen Landbevölkerung zu des Dichters Zeit"[270]).

Die Gruppe der Unterführer der germanischen, niederdeutschen Bauern, besonders vertreten durch Ingomar und den Verräter Segest, ist nicht so ursprünglich, nicht so sehr nach dem Leben gezeichnet, wie die erste Gruppe. Direkte Zeugnisse für eine Zeichnung nach dem Leben liegen nicht vor. In der „Hermannsschlacht" wird Segest geschildert als ein neidischer niederdeutscher Hofbesitzer. In seiner Wohnung geht es zu wie in einem niedersächsischen Bauernhaus. überwiegend ist Segest jedoch literarische Figur. Ingomar hängt ganz in der Luft.

Auf festem Boden stehen wir wieder bei der dritten Gruppe: Hermann und Thusnelda. Hermann ist aufgefaßt als niederdeutscher Bauernführer. Seine Residenz ist ein niedersächsischer Bauernhof. Thusnelda ist ganz nach dem Leben gezeichnet. Ihr Vorbild ist die

---

266) Vgl. S. 23 f.

267) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 359.

268) Der Schimmelreiter, 1927, Nr. 1, S. 10.

269) Vaterländische Blätter, Lipp. Magazin, 1931, Nr. 10, S. 41.

270) Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 324.

Meierfrau vom Sültehofe[271]). Grabbe hat Thusnelda dargestellt als deutsche Hausfrau, „die auf Zucht und Ordnung hält und die ihrem Gesinde imponiert"[272]).

Grabbe nannte seine „Hermannsschlacht" ein „Nationaldrama"[273]). Sie ist es tatsächlich. Sie stellt das Beispielhafte eines Volkskampfes dar, geführt aus Treue zur Art, aus naturhaftem Freiheitsdrang und aus verletztem Rechtsgefühl.

Die Helden dieses Kampfes sind zunächst niederdeutsche Menschen, begriffen als Nachfahren jener Germanen, die einst die geschichtliche Hermannsschlacht schlugen. Ihre Eigenschaften sind niederdeutsche Eigenschaften, erahnt als Reste der germanisch-nordischen Ureigenschaften.

Indem Grabbe das ursprünglich geplante Heimatdrama ausweitet zum volkhaften Nationaldrama, indem er die Waldschlacht aus der geschichtlichen Einmaligkeit in die Sphäre des Beispielhaften eines Volkskampfes hebt, stellt er auch den niederdeutschen Menschen in den größeren Zusammenhang. Er erfaßt ihn gerade wegen seiner Arttreue als deutschen Menschen, nordisch bestimmt, seine Eigenschaften als deutsche Eigenschaften nordischer Prägung.

Die einfachen germanischen Bauern.

In der Schilderung der Wesenszüge der einfachen germanischen Bauern ist Grabbe nüchtern und sachlich wie nie. In keinem Augenblick läßt er sich verleiten zu pathetischen Lobsprüchen. Grabbe schildert die germanischen, niederdeutschen Bauern, wie sie sind, mit allen ihren Stärken und Schwächen. Die Wesenszüge erhellen aus den Äußerungen der Römer, aus den Äußerungen ihres Führers und aus den eigenen Äußerungen und Taten.

Grundzug aller Bauern ist eine gewisse Gerissenheit und Verschmitztheit, manchmal sogar Heimtücke dem Feinde gegenüber. Varus, der Sprecher der Römer, prägt einmal die Haßwendung „nordisches Gepack"[274]). Die positive Ausdeutung dieser Haßwendung geben erst Thusnelda und Hermann.

Thusnelda mahnt den argwöhnischen Varus, der sie nach ihrer römischen Gesinnung fragt:

> „(Doch) hütet euch vor unseren Blondköpfen. Es versteckt sich viel dahinter"[275]).

---

[271]) Vgl. Ziegler, Grabbes Leben und Charakter, S. 172 f.

[272]) vgl. Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 355.

[273]) Vgl. Brieffragment (213) an Schreiner, WW VI, S. 118,16 ff.

[274]) WW IV, S. 252,18 f.

[275]) WW IV, S. 245,82 f.

Hermann reizt den römischen Prätor mit der bestimmt nicht wohlwollenden Bemerkung:

„Seid vorsichtig. Der Germane ist voller Hinterhalt wie seine Wälder“[276]).

Der Prätor versteht Hermann. Er ahnt auch die tieferen Zusammenhänge. Das beweist seine Antwort:

„Das weiß ich. Das versteckte Wesen der Waldungen, ihr magisches Blätterrauschen gewöhnen ihn daran“[277]).

Mit seiner treffsicheren Bemerkung deckt der Prätor die Urbeziehung zwischen Landschaft und Art auf. Diese Beziehung ist bei den germanischen Bauern der „Hermannsschlacht“ besonders eng, weil die Zivilisation sie noch nicht überfallen hat. Varus erkennt sehr richtig, daß er es noch mit „Naturmenschen“[278]) zu tun hat. Er umreißt mit dieser Bezeichnung das ganze Sein der germanischen Bauern überhaupt.

Fünf durchaus positive Wesenszüge können für den einfachen Bauern der „Hermannsschlacht“ herausgestellt werden: Liebe zum Tier, Kleben an der Heimat, naturhafter Freiheitsdrang, instinktives Rechtsgefühl, die Gabe der düsteren Vorahnung.

Auf die Liebe zum Tier wurde schon hingewiesen im Lustspiel. Sie war besonders vertieft in den Hohenstaufendramen. Sie tritt uns in der „Hermannsschlacht“ noch zweimal entgegen, zuerst bei den einfachen Bauern.

Ein alter Cherusker. Drück' auch dem Vieh nicht so hart die Sporen in den Balg. Das Luder fühlt wie ein anderer Mensch[279]).

Es handelt sich hier um Mitgefühl, vielleicht auch um Mitleiden mit dem Tier. Das ist mehr als die bloße Sorge um das Gedeihen und Wohlergehen des Viehs, bezeichnend für die „Liebe zum Tier“ im Lustspiel, aber nicht wieder das innere Einssein von Mensch und Tier, bezeichnend für die „Liebe zum Tier“ im „Barbarossa“.

Das Kleben der einfachen germanischen Bauern an der Scholle ist nur ganz kurz angedeutet, und zwar in einem Gespräch zwischen Hermann und Varus.

Varus wundert sich über die Eilfertigkeit eines Knechtes Hermanns beim Satteln zum Rückritt in die Heimat. Hermann gibt ihm die Erklärung.

Varus. Das (Satteln) geht bei euch geschwind.
Hermann. Meine Kerle haben Heimweh.

---

276) WW IV, S. 249,22 f.

277) WW IV, S. 249,24 f.

278) Vgl. WW IV, S. 260,28—30a.

279) WW VI, S. 261,25 ff.

Varus. An der Schwäche leidet ihr noch?

Hermann. Wir haben noch nicht die Welt erobert, um überall heimisch zu sein wie ihr[280]).

Die Antwort Hermanns ist merkwürdig wegen ihrer lakonischen Kürze und Tiefgründigkeit. Sie ist gesprochen aus dem Bewußtsein der unbedingten überlegenheit des erdhaften germanischen Bauerntums über das entwurzelte Römertum.

Die Bindung der einfachen germanischen Bauern an die Heimat ist in der „Hermannsschlacht" nicht mehr Gegenstand des Bekenntnisses wie noch in den Hohenstaufendramen. Sie ist eine Tatsache, über die nicht mehr gesprochen wird, die aber der Landesfeind nicht hoch genug in Rechnung setzen kann.

Der naturhafte Freiheitsdrang der einfachen germanischen Bauern ist entscheidend für die Empörung gegen Rom. Er äußert sich zunächst als instinktive Abwehr, als innerer Widerstand gegen die Unterordnung unter die Römer. Instinktive Abwehr und innerer Widerstand vollziehen sich in einer gemeinsamen Front vom ärmsten Bauern bis zu Hermann selbst. Beides wird auch da vorausgesetzt, wo der Augenschein etwas anderes lehrt. Es will dem ärmsten Bauern einfach nicht in den Kopf, daß ein anderer Bauer oder ein Fürst oder gar Hermann selbst anders fühlen, denken, wollen, handeln könne als er selbst.

Der Cherusker (für sich). Nun betrügt er (Hermann) sie alle, oder nie trieb ich meinen Grauschimmel nachts auf des Nachbars Weide. — Sich bei den Fremden anstellen und von ihnen verschicken lassen? Ein Fürst? Glaub's der Teufel! Ich tät's nicht und bin ein armer Bauer[281]).

Aus der instinktiven Abwehr keimt der passive Widerstand gegen die Freiheitsbedrohung durch die Römer. Jeder widersteht nach seinen Kräften. Der einfache Bauer z. B. kann sich nicht widersetzen, den Feind zum Hofe Hermanns zu führen, aber er kann ihn so führen, daß dieser den Weg nie wieder zurück findet, und das tut er auch.

Der Cherusker. — — — — — —

(in sich) Hinführen muß ich sie, ich nahm Lohn dafür. Aber die Wege sollen sie nicht kennen und wiederfinden lernen und geleitete ich sie neunzigmal hin und her[282]).

Zum offenen Ausbruch kommt der naturhafte Freiheitsdrang bei den Knechten des Segest. Der Ausbruch ist besonders elementar, weil der Groll über die Verrätereien des Segest besonders lange

---

[280]) WW IV, S. 258,5 ff.

[281]) WW IV, S. 240,37 ff.

[282]) WW IV, S. 241,2 ff.

hinuntergeschluckt, und weil der Freiheitsdrang besonders lange gezügelt werden mußte. Das Signal Hermanns zur Erhebung enthebt die Knechte ihres Dienstverhältnisses. Dem Gesetz der Art gehorchend, eröffnen sie ihrem Herrn urplötzlich:

„Roms Sklaven wollen wir nicht länger sein“[283].

Als Segest sie unter Drohungen zum Bleiben und Weiterdienen auffordert, erklären sie rundweg:

„Wir dienen keinem Fürsten, der bei den Welschen selbst ein Knecht und Kratzfuß ist“[284].

Noch entscheidender als der naturhafte Freiheitsdrang für die Empörung der germanischen Bauern gegen Rom ist die Verletzung des instinktiven Rechtsgefühls durch die Römer. Grabbe hat das Rechtsgefühl der germanischen Bauern sehr fein herausgearbeitet in der Gerichtsszene (Szene 3 des Eingangs). Er hat auf diese Szene ganz besonderen Wert gelegt. Das beweist allein die mehrfache Umarbeitung. Grabbe setzt der römischen Rechtsnorm das germanische Rechtsempfinden gegenüber. Indem die Römer gegen das germanische Rechtsempfinden verstoßen, brechen sie den Stab über sich selbst. An drei Fällen veranschaulicht Grabbe, was er meint.

Der erste Fall: Klopp contra Katermeier ist eine Alimentationsklage. Der Prätor entscheidet, daß die Klopp ihre vier Kinder dem Staate überliefern könne, daß aber Katermeier für sein wohlerworbenes Vierkinderrecht 5000 Sesterzien aus der Staatskasse erhalte[285]. Der Klopp und Katermeier ist das Urteil unverständlich, darum verdächtig. Ihr natürliches Rechtsempfinden urteilt anders.

Katermeier. — — — — — — — —

. . . Du hättest es entweder nicht von mir leiden oder mich doch nicht verklagen sollen!

Die Klopp. Du hättest es mir nicht antun sollen! Ich lege dir unsre Kinder vor deine Schwelle[286].

Ein Kommentar zu dieser natürlichsten aller Rechtsentscheidungen ist überflüssig.

Die abgewiesene Klägerin bricht nach der Abgabe ihres gesunden Urteils in eine grobe Schimpfkanonade gegen die Römer aus. Der Prätor befiehlt, sie für ihr „freches Maul“ an der Gerichtsmark durchzupeitschen. Da greift das Volk zum erstenmal ein. Die Worte und die Absicht des Prätors treffen sein innerstes Rechtsempfinden.

---

[283]) WW IV, S. 280,20.

[284]) WW IV, S. 280,23.

[285]) Vgl. WW IV, S. 246,19—21.

[286]) WW IV, S. 246,34 ff.

Volk. Sie durchpeitschen? Sie ist eine Freie![287])

Der zweite Fall: Dietrich contra Rammshagel ist eine Gläubigerklage. Dietrich hat dem Rammshagel zehn Goldstücke als Vorschuß zum Knöcheln im Wirtshaus zu Stapelage geliehen. Er fordert sie vor Gericht zurück. Der Prätor erklärt die Schuld für Spielschuld und damit für null und nichtig[288]). Kläger und Verklagter begehren auf. Ihr Rechtsempfinden wehrt sich gegen dieses Urteil. Die artfremde Entscheidung des Römers bringt sie zu einem Vergleich und zu einer Versöhnung gegen das römische Gericht.

Dietrich. Hölle und Himmel, die (Spielschuld) ist ja Ehrenschuld.

— — — — — — — — —

Rammshagel. Dietrich ich zahle dir nach einem halben Jahr[289]).

Nach dem zweiten römischen Fehlurteil werden dumpfe Stimmen im Volke laut, drohende Anzeichen für eine mögliche Empörung.

Volk. — — — — — — — —

Fürst Hermann, warum bist du fern von uns und lässest uns allein?
Kehr zurück: wir haben Fürsten nötig![290])

Der dritte Fall ist eine Klage auf Ehebruch. Amelung heischt Recht gegen seine Frau, die ihm nach jüngster Gewißheit die Ehe gebrochen habe. Der Prätor bemerkt: „Ist das alles?" und erklärt dann, daß Ehebruch und „dergleichen dummes Zeug" in fünf Jahren verjähre[291]). Mit dem letzten Spruch trifft der Prätor noch einmal das ganze Volk. Es kann die leichtfertige Denkart des Römers unmöglich verstehen und fassen.

Volk. Ehebruch verjährt? Was wird alt?[292])

Der Prätor verletzt nicht nur das Rechtsempfinden des einfachen Volkes, er frevelt gleichzeitig; er verstößt nämlich gegen die überkommenen Sitten. Es bedarf nur noch des äußeren Anstoßes oder des Signals Hermanns — und der Aufstand ist da.

Hermann weiß sehr gut, wie stark und tief das Rechtsgefühl im Wesen des einfachen Bauern verankert ist. Als er merken muß, daß der Ruf „Deutschland" in der Vernichtungsschlacht keinen Widerhall findet, greift er auf die kleinen Rechtsbrüche der Römer zurück, stellt vor allen Dingen die widerrechtlichen römischen Angriffe auf das Eigentum heraus. Er erblickt in dem verletzten Rechtsgefühl der einfachen Bauern schließlich „die" Möglichkeit zur Kampfhetze. Den Grüttemeier erinnert Hermann so z. B. an seine schwarzen Ochsen,

287) WW IV, S. 247,7.
288) WW IV, S. 247,25.
289) WW IV, S. 247,26 und 29.
290) WW IV, S. 248,8 f.
291) Vgl. WW IV, S. 248,14 f.
292) WW IV, S. 248,19.

die ihm sein Vater im Sterben empfahl, die aber ein Manipel raubte, schlachtete und „fraß"[293]. Andere Bauern verweist Hermann auf die „von den Römern gestohlenen und liederlich verschwelgten Gottesgaben: Linsen, Erbsen und große Bohnen"![294] Wieder andere mahnt Hermann an die „geraubten Ziegen, Schafe, Hühner, Tauben, Hechte, Forellen" und fordert sie auf, den Römern mindestens dafür die Rechnungen ins Gesicht zu kerben[295]. Zum Schluß endlich, seine Bauern bei ihrer empfindsamsten Seite, bei ihrem verletzten Rechts„gefühl" packend, schreit Hermann in das Schlachtgewühl:

„Denkt der in seinem (des Kaisers) Namen gestohlenen Runkelrüben, und seiner Sachwalter, Advokaten und schlimmer als beide, seiner Gesetze und Richter!"[296]

Furchtbar ist die Rache der einfachen Bauern für die römischen Rechtsverletzungen und Rechtsverdrehungen. Sie reicht noch über die siegreiche Waldschlacht hinaus. Dem römischen Schreiber, der nach dem Urteil der Bauern Unrecht zu Recht machte, wird die Zunge ausgerissen und darauf bei seinen Ohren an eine Eiche genagelt. Genau so geschieht es mit andern römischen Schreibern und Advokaten[297].

Der letzte positive Wesenszug der einfachen germanischen Bauern ist die Gabe der düsteren Vorahnung. Die einfachen Landsknechte und die sächsischen Adligen im „Barbarossa" zeigten diesen Wesenszug. In der „Hermannsschlacht" berührt ihn Grabbe noch einmal. Wieder ist es der Schrei der Tiere, der auf kommendes Unheil weisen soll.

Der Cherusker. — — — — — — — —

... Was die Raben und Eulen früh abends schreien, und jener Wald wird schwarz von Dohlen. Auf den Gehöften bellen auch die Hunde, ganz zur ungewohnten Zeit. Nächstens viel Aas![298]

In der ersten Nacht nach dem germanischen Überfall auf die Römer vertieft sich die Vorahnung zum Vorwissen.

Viele. Towitt, Tohu, Roms Leichenvögel singen![299]

Schon in „Heinrich VI." wurde die Empfänglichkeit Christophs für die Zeichen der Natur ausgelegt als Aberglaube. Die Grenzen zwischen Glaube und Aberglaube sind sehr schwer zu ziehen. Ist es schon Aberglaube, wenn der Cherusker mit der Gabe der Vorahnung vor einem alten Weibe warnt?

---

293) Vgl. WW IV, S. 268,33—41.
294) Vgl. WW IV, S. 269,3—6.
295) Vgl. WW IV, S. 269,16—19.
296) WW IV, S. 269,21 ff.
297) Vgl. WW IV, S. 285,33—286,3.
298) WW IV, S. 241,17 ff.
299) WW IV, S. 271,28.

Ein altes Weib (hinkt an einer Krücke vorbei). Guten Abend, liebe Männchen.

Der Cherusker. Antwortet ihr nicht, sonst hat sie uns. Die triefäugige Hexe aus Lippspring ist's. Uns die Schwindsucht auf den den Hals zu zaubern, ist der so leicht, als äß' ich einen Topf Grütze[300]).

In der „Hermannsschlacht" deckt Grabbe im Gegensatz zu seinen anderen Dramen auch einige Schwächen der niederdeutschen Menschen auf. „Grabbe zeigt uns . . . alle Knorren und Knubben. Die Brukterer sind abgefeimte Wilddiebe. Ein Germane glaubt sich im Traum an der Seite seiner alten Vettel . . . Für einen Schweineschinken verkauft der vierschrötige Barthold seinen Vorderplatz an den Leinenweber Fritze"[301]).

Vier Schwächen sind besonders für die einfachen germanischen Bauern hervorzuheben: Trunksucht, Spielleidenschaft, Partikularismus und politische Kurzsichtigkeit.

Die Trunksucht als Gefahr und Schwäche schildert Grabbe in der 2. Szene der Ersten Nacht.

Ein Tencterer.

— — — — — — — — — —

. . . Habt ihr denn keine Becher oder Gläser?

Ein Brukterer. O ihr feinen Rheinländer, nippt ihr schon aus den winzigen römischen Geschirren? — Wir denken, je frischer vom Faß, je besser im Hals. Leg' dich vors Spundloch. Du sollst spüren, wie's dir daraus zu Kopfe steigt.

Der Tencterer (schlürft aus dem Spundloch). Ich spür's und spüre und möchte bis auf den Grund spüren, doch das geht nicht. (Er liegt besinnungslos da.)[302])

Hermann übersieht mit einem Schlage, wohin die Trunksucht der germanischen Bauern führen kann. Ein Sieg steht auf dem Spiel. Damit ihm nicht die Trunksucht diesen Sieg verderbe, fordert er seine Knechte auf, Wasser in den Met zu mischen[303]).

In der erschütternden Darstellung des Partikularismus und der politischen Kurzsichtigkeit der einfachen germanischen Bauern erwächst Grabbe noch einmal zum politischen volkhaften Dichter.

Auf den Partikularismus oder die Eigenbrötelei, als einer besonderen Schwäche und Gefahr der niederdeutschen Stämme, macht Lauffer in seiner volkskundlichen Schrift aufmerksam. Er sagt: „Diese (Eigenbrötelei) gilt zunächst von Mensch zu Mensch, aber sie gilt auch von Stamm zu Stamm . . . Vielfach erwächst aus dieser Eigenbrötelei eine Eigenwilligkeit, die sich sträubt, sich den allgemei-

---

300) WW IV, S. 241,21 ff.

301) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 360.

302) WW IV, S. 272,34 ff.

303) Vgl. WW IV, S. 273,1 f.

nen gültigen Regeln unterzuordnen, und die das Leben nach eigenen Gesetzen gestalten will"[304]). Der Partikularismus bricht durch selbst in der höchsten Not, im Kampf um Sein oder Nichtsein. Hermann denkt und erlebt allein die große Idee „Deutschland". Das Denken aller anderen „Auch"kämpfer kreist um das Stammestum, um den engsten Bezirk der Heimat.

> Hermann. Deutschland!
> Einige in seinem Heer. Er spricht oft davon. Wo liegt das Deutschland eigentlich?
> Einer. Bei Engern, wie ich glaube, oder irgendwo im kölnischen Sauerlande.
> Zweiter. Ach was! Es ist chattisches Gebiet.
> Hermann. Und kennst du deinen Namen nicht mein Volk?
> Stimmen. O ja, Herr — Wir sind Marsen, Cherusker wir — wir Brukterer, Tenkterer —[305])

Nach der Entscheidungsschlacht fällt das Volk zurück ins kleine alltägliche Leben. Es genügt ihm, den Feind eben von der eigenen Scholle vertrieben zu haben. Es erkennt nicht, daß die deutsche Freiheit nur in steter Bereitschaft zu verteidigen ist — politische Kurzsichtigkeit, typische germanische, niederdeutsche, deutsche Schwäche. Bezeichnend ist die Antwort des Volkes auf den Plan Hermanns, die römischen Festungen am Rhein zu erobern und zuletzt den Römern in Rom den Frieden zu diktieren. Den Blick auf die gehenkten Schreiber und Advokaten gerichtet, antworten viele im Volk:

> „Was geht uns Rom an. Wir haben seine Soldaten und Schreiber jetzt vom Halse. Wir können nun nach Hause gehen und da bleiben"[306]).

„Da"bleiben und essen und trinken und „däftig" hausen — das ist der Weisheit letzter Schluß. Das Ende des Freiheitskampfes ist Resignation. Hermann spricht das Verdammungsurteil über seine eigenen Stammesgenossen und ein letztes Trostwort für die Römer.

> Hermann (beiseite). — Ach! — Wüßte das Palatium, daß diese sonst so tapferen Leute nur ein paar Meilen sehen und lieber in der Nähe äßen und tränken, als es zu zertrümmern, so würd' es bei der Nachricht meines Sieges nicht so erbeben, als es mit seinem zähneklappernden Herrn und Gestein tun wird[307]).

Mit dem „resignierenden Aparte" Hermanns geißelt Grabbe die deutsche politische Kurzsichtigkeit schlechthin.

---

[304]) Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland, S. 162.
[305]) WW IV, S. 268,22 ff.
[306]) WW IV, S. 286,14 ff.
[307]) WW IV, S. 287,2 ff.

Die germanischen Unterführer.

Wie sehr Größe und Kleinheit beim germanischen, niederdeutschen, deutschen Menschen nebeneinander stehen können, zeigt ein Vergleich der soldatischen Führer Heinrichs des Löwen und der germanischen „Unter"führer Hermanns. In den Hohenstaufendramen verkörperten die soldatischen Führer auf einer bewußteren Stufe die germanisch-niederdeutschen-deutschen Urkräfte: Verbundenheit mit der Scholle und Gefolgschaftstreue. Nichts findet sich davon bei den germanischen Unterführern der „Hermannsschlacht". Alle Grundkräfte germanisch-deutschen Wesens werden erstickt von dem Erbübel der Germanen, Niederdeutschen, Deutschen: Partikularismus.

Die germanischen Unterführer sind eigensüchtige, nur an sich und ihr kleines Leben denkende „Große". Dem Einheitswollen Hermanns widersetzen sie sich aufs energischste. Selbst die bittere Erfahrung der römischen Knechtung löst in ihnen nicht die Erkenntnis aus, daß einer sein muß, dem das eigene Ich unterzuordnen ist. Mit dem Kreisen aller Gedanken um das eigene Ich sind die germanischen Unterführer der „Hermannsschlacht" typische Verkörperer des deutschen Partikularismus.

> Hermann. — — — — — — — — — — — —
> . . . Hier ist fast alles versammelt, was Deutschland Edles und Großes hat! Soll denn immer erst eine Not wie die jetzige es bewirken, daß wir uns vereinen: Wär's nicht besser, wir täten es von selbst und lebten auch im Frieden unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt?
> Der Herzog der Engerer. So daß du uns der Knoten im Haar oder eine Art König würdest?
>
> Hermann. Nein. Jeden, den ihr wählt, erkenn' ich als meinen Herrn.
>
> Der ravensberger Herzog. Du weißst recht gut, daß man dich wählen würde[308]).

Die Zeichnung des einzelnen Unterführers ordnet sich ein in das Gesamtbild.

Segest ist ein scheeläugiger Bauer. Sein Verrat ist diktiert vom Neid.

> Thusnelda. — — — — — — — — — —
> . . . Er (Hermann) liebte mich, ich ihn. Du gabst deine Einwilligung und brachst dein Wort, als du merktest, er wolle nur dein Schwiegersohn, nicht dein Knecht sein.
> Segest. Er beleidigte mich.
> Thusnelda. Nie. Oder kann er dazu, wenn er unter dem Volk größer ward als du? Dacht' er daran? Tat's nicht sein angebor'nes hehres Wesen?[309])

---

[308]) WW IV, S. 278,28 ff.
[309]) WW IV, S. 255,18 ff.

An Ingomar kritisiert Grabbe ein weiteres Erbübel der Germanen, Niederdeutschen, Deutschen: überempfindsames Ehrgefühl[310]). Grabbe nimmt hier, freilich wesentlich vertieft, eine Kritik des Barons im Lustspiel auf.

Trotz alledem ist die Kritik an Ingomar nicht so beißend wie die an den anderen Unterführern. Grabbe behandelt Ingomar mit einer nachsichtigen Liebe. Er läßt durch die übertriebene Empfindsamkeit hindurch einen guten Kern schimmern. Er verleiht ihm sogar einen positiven germanischen, niederdeutschen, deutschen Wesenszug: Liebe zum Tier, nachdem er diesen Zug schon einmal bei den einfachen germanischen Bauern hervorgehoben hatte.

> Ingomar (zu seinen Leuten). Haltet! — Mein Pferd hat sein Hufeisen verloren.
>
> Ein Deutscher. Die Welschen kommen unter der Zeit, ehe das gefunden und wieder angeschlagen wird, weiter.
>
> Ingomar. Mein Brandfuchs ist mir lieber als Millionen Welsche.
> Wigand der Schmied. Hier ist ein Stück von dem Hufeisen.
> Ingomar. Flick's dem Tier an. Wenn es nur etwas unter den Hufen fühlt, ist es zufrieden. Was und wieviel ist gleichgültig. Darauf versteht's sich nicht . . .[311])

Es steckt sehr viel hinter den wenigen Worten Ingomars: Mitgefühl und Mitleiden, Anhänglichkeit und Treue — lauter Kennzeichen der germanischen, niederdeutschen „Liebe zum Tier". Die Gefahr der herannahenden Welschen bedeutet Ingomar nichts gegen die „Not" seines Pferdes. Er wird sich und seine Leute eher zu Stücken hauen lassen, als das Pferd auch nur einen Schritt noch ohne Hufeisen zurückzuführen.

Hermann und Thusnelda.

Der Führergestalt Hermanns hat die besondere Liebe Grabbes gegolten. In einem Brief an Immermann schreibt Grabbe, sein Hermann sei vorwärts gelaufen wie seine Senner[312]). Grabbe schildert Hermann, wie angedeutet, als westfälischen Bauernführer. Hermann sieht sich selbst so, und zwar mit Stolz und einem gewissen Glücksgefühl.

> Hermann. Deine Hand.
>
> Der Chatte, Die Gnade! Himmel, wer ist glücklicher als ich?
>
> Hermann. Vielleicht ein Fürst, dem solche Bauern dienen[313]).

---

310) Vgl. WW IV, S. 266,9—37, 279,21—25, 284,33—39.
311) WW IV, S. 279,29 f., 280,1 ff.
312) Brief an Immermann vom 3. 4. 1835. WW VI, S. 118,31—34.
313) WW IV, S. 256,22 ff.

Die Wohnung Hermanns ist ein niedersächsischer Bauernhof. Die Beschreibung des Cheruskers, der die Römer zum Lager des Varus führen soll, weist darauf hin[314]). Thusnelda spricht von seinen schweren Verschlägen, die vor der Hand des hinuntersteigenden Segest auffliegen „wie eine Kette Hühner vor der Armbrust des Jägers"[315]). Auf dem Hof Hermanns hausen Menschen und Vieh unter einem Dache. Vom Speiseraum sind die Krippen der Pferde zu überblicken[316]). Die knappen Andeutungen über das Innere der „Residenz" Hermanns und die Aussagen des Cheruskers und Thusneldas über das Äußere ergänzen einander.

Das Wesen Hermanns ist seltsam gemischt aus Tücke und Herrentum.

Nieten nennt Hermann einen verschmitzten Westfalen[317]). Das Verschmitzte gehört zur Natur des niederdeutschen Bauern. Beim Schmied Konrad und beim Schulmeister im Lustspiel wurde bereits darauf hingewiesen, besonders aber wurde es hervorgehoben bei den einfachen Bauern der „Hermannsschlacht". Bei Hermann ist das Verschmitzte gesteigert ins Dämonische. Es ist hinterhältige Tücke dem Feinde gegenüber.

> Hermann. Wer siegen will, muß auch zu lauern und zu warten wissen[318]).

Um des Zieles willen verleugnet Hermann seine Art. Er nimmt Dienst beim Feind[319]). Als vermeintlicher römischer Parteigänger hetzt er, von allen verkannt, gegen die eigenen Landsleute.

> Prätor. Der Pöbel fragt und tut äußerst frech.
> Hermann. Wie du siehst: gegen mich. Er will noch immer nicht recht sich romanisieren lassen und betrachtet mich als einen Überläufer. Ihr habt kräftigere Maßregeln als bisher gegen ihn zu ergreifen, oder ihr setzt euch selbst und seine euch getreuen Herrscher den größten Gefahren aus[320]).

Die Tücke und Verschlagenheit Hermanns ist nur verständlich von seinem Herrentum her. Sie ist nur Mittel, um das absolute Herrentum restlos zu erfüllen. Hermann ist die herrischste aller niederdeutschen Gestalten Grabbes. Er übertrifft den Baron und Heinrich den Löwen um vieles. Das Herrentum Hermanns ist stärker als seine Maske. Hermann kann es einfach nicht verleugnen. Er vergißt alle

---

314) Vgl. WW IV, S. 240,31—34.
315) Vgl. WW IV, S. 256,5—7.
316) Vgl. WW IV, S. 243,40 ff., 244,1 f.
317) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 353.
318) WW IV, S. 257,4 f.
319) Vgl. WW IV, S. 240,35 f. und S. 244,32 f.
320) WW IV, S. 249,6 ff.

Gebote der Vorsicht und allen Willen zur Verstellung, als das harrende Volk sich ihm zu Füßen stürzt und anfleht. Zornig und bitter und höhnisch entfahren ihm die Worte:

> „Wir Deutschen sind gelehrig. Schon Kniebeugen euch angewöhnt? Steht auf, oder es setzt Fußtritte. Ich bin ein Fürst und mag kein Häuptling kriechender Sklaven sein"[321]).

Der Zorn und die Entrüstung Hermanns sind elementar. Beides ist genau so notwendig wie das erneute Verdecken„können" des Herrentums und wie das Finden„müssen" einer Begründung für den Ausbruch des Zornes[322]).

Noch unhemmbarer und überzeugender als in der Gerichtsszene äußert sich das Herrentum Hermanns im Eingang des „Zweiten Tages". Es bricht hier selbst im Traumne durch. Eindeutig erhärtet Grabbe damit, daß es gewisse Seiten im Wesen des Menschen gibt, die nicht verborgen, die nicht der Herrschaft des Willens unterworfen werden können, die einfach durchschlagen müssen.

> Hermann (im Traum). Nein, Präfektus Prätorio, solch sklavische Ehrenbezeugungen mach' ich ihm nicht . . . Er ist ein erwählter Kaiser, doch ich bin ein geborener Fürst. Ich grüß' ihn, wenn er vorübergeht, meine Kniee beug' ich nicht[323]).

Das Herrentum Hermanns verirrt sich nicht grundlos. Es äußert sich nicht als hemmungsloser Wille zur Macht. Es ist gerichtet, ähnlich wie das Herrentum Heinrichs des Löwen, auf Herrschaft über das angestammte Land und Volk und rechtfertigt so sich selbst.

Ungeheuer fest hängt Hermann an der Scholle seiner Väter und an den Menschen dieser Scholle, vielleicht noch fester als Heinrich der Löwe. Das Hängen an der heimatlichen Scholle erhellt am deutlichsten aus dem „Fieberschauer", der Hermann beim Anblick der Weser und bei dem Gedanken, daß der Landesfeind an ihren Ufern steht, überfällt.

> Varus. Da blitzt?
> Hermann. Die Weser.
> Varus. Jüngst trug ihr Rücken noch die mächtigsten Eisblöcke. Jetzt ist alles aufgelöst.
> Hermann. Es löst sich bei uns manches, ehe man daran denkt. Das Wetter ist hierzulande launisch.
> (Er sieht den Varus starr und trüb an.)
> Varus. Du bist ersichtlich nicht wohl.
> Hermann. Ein unbedeutender Fieberschauer. Die Luft ist zu regnigt und naßkalt[324]).

---

321) WW IV, S. 248,24 ff.
322) Vgl. WW IV, S. 248,27—30.
323) WW IV, S. 273,22 f., 25 ff.
324) WW IV, S. 259,1 ff.

Heinrich der Löwe redete noch über seine letzten Bindungen. Hermann wird krank bei dem Gedanken, daß das Land, auf dem er steht, und der Fluß, an dem er steht, nicht mehr sein Land und sein Fluß sein soll. Man muß schon in der deutschen Literatur suchen, um ein tieferes Zeugnis für die Verbundenheit des deutschen Menschen mit seiner Heimat zu finden.

Der Verbundenheit mit dem Lande steht die Verbundenheit mit dem Volke dieses Landes nicht nach. Sie wird auf eine größere Probe gestellt als die Heinrichs des Löwen. Heinrich der Löwe wurde getragen von seiner ganzen Gefolgschaft, Hermann ist unverstanden von seinem Volke.

> Hermann. — — — — — — — — — —
> . . . Schon ist es weit über Mitternacht, und will noch der Morgen nicht kommen? Er wird blutig werden, aber ich hab' ihn immer lieber, als diese wüste Stille, worin ich unter Tausenden vielleicht allein nur für sie alle sorge und denke . . .[325]).

Die größere Einsamkeit Hermanns bewirkt eine größere Herbheit im Verhältnis des Führers zu seiner Gefolgschaft. Nicht in Gefühlen gibt Hermann seiner Führertreue Luft. Er ist kühl und sachlich, aber darum nicht weniger seinen Leuten verpflichtet als Heinrich der Löwe. Dem Knecht Arnold, der während der „Verratszeit" den Hermelin und die alten Waffen seines Führers treu verwahrte und pflegte, versichert Hermann seine Treue und Liebe in wenigen Worten.

> Hermann. Daß du dich fleißig gequält hast, sieht man. Der Schild ist abgeschabt, als wär' er zehntausendmal umgeschruppt, und der Hermelin hat fußlange Zasern. — Graukopf, werde nicht böse über meinen Scherz. Du hast es gut gemeint. Fürerst nimm diese Rolle und meine Liebe[326]).

Aus dem Herrentum Hermanns, aus seiner Verbundenheit mit der Heimat, aus seiner verpflichtenden Führertreue erwächst der Abwehrkampf. Indem Hermann sich selbst treu ist — gegen allen Schein, wird er der Befreier Deutschlands. Zur Befreiungstat ruft Hermann sich selbst auf. Sie erscheint ihm als eine „Erlösung", zu der es freilich einer Beschwörung aller seelischen Kräfte und einer Verlebendigung aller Erinnerungen des großen Erlebnisses: „Deutschland" bedarf. Statt aller Ausdeutung der Aufruf selbst!

> Hermann. — — — — — — — — — —
> . . . Deutschland, verlaß mich nicht mit deinen Fluren, Bergen, Tälern, Männern. Ich kämpfe ja nur deinethalb: die Feinde sollen deine Waldungen nicht zum Schiffbau zerschlagen, dir deine Herrlichkeit, deinen Söhnen ihr Blut und ihre Freiheit nicht nehmen!

---

325) WW IV, S. 273,17 ff.
326) WW IV, S. 262,41 ff.

Du mit ewigem Grün prangender Rhein, du donnernde Donau, du, meine Weser, und du leuchtende Elbe, die ihr alle in so vielen Schlachten uns zur Seite war't, helfende, blitzende, unendliche Schwerter — ihr solltet speichelleckend fluten unter dem Brückengeleit des Römers? Nein, wir sind dankbar und werden euch erlösen[327].

Thusnelda ist die würdige Frau Hermanns. Grabbe hat sie, wie schon mehrfach erwähnt wurde, nach lebendem Vorbild geschaffen.

Das Wesen Thusneldas ist Milde und Härte — in eigenartiger Mischung. In ihrer Anlage ist sie mitbestimmt durch die heimatliche Natur.

Varus. Du bist so hart als mild.

Thusnelda. Kann man in Cheruska anders? Um uns: die rauhe, karge Natur voll Sand und Wald, die uns zwingt, das geringste zu beachten, damit wir einen mäßigen Wohlstand wahren. In uns: das Herz, welches auch starr und streng sein sollte und doch oft weichliche Gefühle nicht zu unterdrücken vermag[328].

Thusnelda ist vor allem westfälische Bauersfrau: „... im Gange des gewöhnlichen Lebens ist Thusnelda ... nur die kernige, resche, westfälische Bäuerin, die gütig und doch unnachsichtig streng ihr Hausregiment führt, überall ihre Augen und Ohren hat ..."[329]. Das ganze Wesen der „westfälischen Bäuerin" Thusnelda atmet Fürsorge. Besonders ausgeprägt ist die Fürsorge für das Tier. Energisch ruft sie die Knechte zur Ordnung, die das Füttern der Pferde vergessen haben.

Thusnelda. Räumt ab, Mägde ... Knechte, wo habt ihr eure Augen. Müssen euch die Pferde mit den ihrigen suchen? Dort blicken sie hungernd und dürstend über die leeren Krippen auf die Tenne. Pfui, wer speist selbst und versäumt sein angebundenes Vieh[330].

Neben der Sorge für das Tier, aber auch nur daneben, steht die Fürsorge für die „Völker", das sind die Dienstleute des Hofes. Das Wesen Thusneldas geht voll und ganz in dieser Fürsorge auf.

Großmagd. Die Suppe —

Thusnelda. Nicht sonderlich, wie ich schmecke, und die Portionen recht spärlich. Meine Leute sollen arbeiten, aber auch tüchtig essen[331].

— — — — — — — — — —

Thusnelda. Daß dich das Schüsselgeklirr! Sie hauen in den Braten, als hätten sie einen Feind vor sich auf den Tellern! Die Speise behagt. Was kann der Hausfrau lieber sein[332].

---

[327]) WW IV, S. 253,26 ff.

[328]) WW IV, S. 244,15 ff.

[329]) Schneider, Christian Dietrich Grabbe, S. 337.

[330]) WW IV, S. 243,40 ff.

[331]) WW IV, S. 242,12 ff.

[332]) WW IV, S. 242,29 ff.

Zuletzt ist Thusnelda fürsorgende und liebende Mutter. Rührend ist das Verhältnis zu ihrem Sohn Thumelico. Er bekommt sein Butterbrot[333]) und seine Küsse, die ihm weh tun[334]).

Die Seinsbestimmung „westfälische Bäuerin" erfaßt und erschöpft die Gestalt der Thusnelda längst nicht ganz. Thusnelda ist mehr. Sie ist kämpferische Frau. Stärker als die Bindungen an Haus und Hof, stärker als die Pflichten der Fürsorge sind andere Bindungen.

> Thusnelda (sinkt in Gedanken). — Wohl kann der Hausfrau etwas lieber sein als Schüsselgeklirr: das Vaterland und der Gemahl[335]).

Durch das Gebaren Hermanns tritt bei Thusnelda eine ernste Gefühlsverwirrung ein. Im Kampf der Bindungen siegt zuletzt die Bindung an das Vaterland, an die heimatliche Scholle und die Verbindung mit den Menschen dieser Scholle.

> Thusnelda. — — — — — — — — — — —
> ... Meine Berge mit den prächtigen Waldkämmen wollen sie niedertreten, unsre braven Burschen sollen in ihren Schlachtlinien dienen und verbluten. — Ich leid's nicht, und gibt Hermann die Schmach zu, werd' ich der Kämpfer, Ich![336])

Hart und bitter ist die Auseinandersetzung mit Hermann[337]). Thusnelda ahnt nicht die dämonische Tiefe seines Wesens, an sich eine Schwäche. Sie weiß nicht, daß Hermann sich selbst verleugnen kann. Erst als Hermann alles erklärt und seine Maske abwirft, schlägt die Erbitterung in grenzenlose Liebe und Verehrung zurück. Unter dem Eindruck der Aufgaben und der Zielsetzung Hermanns wird die „westfälische Bäuerin" Thusnelda zuletzt deutsche Kämpferin. Hermann weist ihr ihre Aufgabe zu[338]).

Grabbe gibt uns in der Zeichnung seiner Thusnelda keine Seelenanalyse. Er arbeitet nur ein paar Grundlinien heraus. Diese Grundlinien beziehen sich auf das „Tätige" im Wesen Thusneldas. Thusnelda ist einseitiges Musterbeispiel für eine germanische, niederdeutsche Kern-Bäuerin. Sie kommt ganz ihren Pflichten als Hausfrau nach, unterwirft sich ganz den Bindungen an Heimat und Vaterland, sie setzt sich zum Schluß kämpferisch aus Bejahung ihrer Bindung für die Befreiung des Landes ein.

---

333) WW IV, S. 250,1—7.
334) Vgl. WW IV, S. 254,30.
335) WW IV, S. 243,3 ff.
336) WW IV, S. 245,16 ff.
337) Vgl. WW IV, S. 250,11, S. 250,21, 23.
338) Vgl. WW IV, S. 251,9—20.

Das Seelische, die gefühlsmäßige Seite im Wesen Thusneldas ist nur hauchhaft angedeutet. Es ist sehr fraglich, ob Grabbe überhaupt mehr als andeuten konnte, ob er überhaupt hier nicht an den Grenzen seiner Kunst steht. Bei der Zeichnung der Liddy mußten wir jedenfalls schon feststellen, daß er auch dort nicht über eine Skizzierung der Frauenseele hinauskam.

Wir glauben, den Grund hier wie dort in dem allzumännlichen Wesen Grabbes selbst suchen zu müssen.

Zusammenfassung, Auswertung, Rechtfertigung, Würdigung.

Die „Hermannsschlacht" war als Drama für die Bühne ihrer Zeit unaufführbar und sie ist es auch noch für die städtische Bühne unserer Zeit. Sie braucht Wald und frische, herbe Luft um sich herum, vielleicht daß sie überhaupt nur auf einer Freilichtbühne des Teutoburger Waldes wirkungsvoll gespielt werden kann.

Wie dem auch sei, die „Hermannsschlacht" ist für uns wertvoll wegen ihrer Menschendarstellung. Diese Menschendarstellung ist trotz aller auch ihr anhaftenden formalen und künstlerischen Schwächen (ich verweise nur auf die Einseitigkeit der Zeichnung Thusneldas) die Krönung der volkhaft-westfälischen Menschendarstellung Grabbes überhaupt.

Nieten betonte schon 1910, daß man in der „Hermannsschlacht" zwar alle Grazie vermisse, daß man aber dafür „Blicke von eigener Modellierung als Ausdruck einer gewaltigen Kraft" vor sich habe. Er meinte weiter, daß man „ungeschwächte Kraft, Urgestein" in dem Stück gefunden habe und immer wieder finden könne[339]).

Wir pflichten Nieten vollkommen bei, nur sehen wir klarer und bestimmter als er. In der Menschendarstellung z. B. und vor allen Dingen enträtselt sich uns der Eindruck „Urgestein" als Durchscheinen und Durchschlagen der rassischen Artung.

Auf dieses Durchscheinen und Durchschlagen der rassischen Artung kommt es uns ganz besonders an, denn in dem Maße wie die Wesenszüge der niederdeutschen Menschen der „Hermannsschlacht" als rassische, d. h. als germanisch-nordische Züge erkannt werden, sind wir nach den Maßstäben einer volkhaften Literaturschau rassischer Grundlage berechtigt, diese Züge höher zu werten als nur-stammhafte Züge, nämlich als deutsche Züge, wenn wirklich das Wesen der Deutschheit im Teilhaben an der nordischen Erbsubstanz und in der Bedingtheit durch sie besteht.

---

[339]) Nieten, Chr. Dietr. Grabbe, S. 365.

Viele schon in den anderen Dramen Grabbes herausgestellten niederdeutschen Wesenszüge, erahnt und erkannt als Reste der germanisch-nordischen Erbsubstanz, finden sich wieder als germanische, niederdeutsche, deutsche Wesenszüge nordischer Prägung in der „Hermannsschlacht". Liebe zum Tier, in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" und in „Kaiser Friedrich Barbarossa" als niederdeutscher Wesenszug aufgezeigt und von uns, weil sicher rassisch angelegt, als deutscher Wesenszug verallgemeinert, finden wir wieder als germanischen, niederdeutschen, deutschen Wesenszug bei den einfachen germanischen Bauern und bei Ingomar. Verbundenheit mit der Scholle, typisch rassisch bedingte niederdeutsche und eben deshalb nordisch bestimmte deutsche Eigenschaften der sächsischen Landsknechte und Heinrichs des Löwen in den Hohenstaufendramen, entdecken wir vertieft bei den einfachen Bauern der „Hermannsschlacht", bei Hermann und sogar bei Thusnelda. Herrentum und Führertreue, aus dem germanischen Erbe erwachsene niederdeutsche, deutsche Führereigenschaft Heinrichs des Löwen, erkennen wir wieder als germanische, niederdeutsche, deutsche Führereigenschaft bei Hermann dem Cherusker. Die problematische nur germanische, niederdeutsche, nicht ins Allgemein-Deutsche eingegangene Gabe der düsteren Vorahnung besitzen die germanischen Bauern der „Hermannsschlacht" ebenso wie die sächsischen Landsknechte und die sächsischen Adligen in „Kaiser Friedrich Barbarossa".

Und die neuen niederdeutschen Wesenszüge der einfachen Bauern der „Hermannsschlacht": Naturhafter Freiheitsdrang, instinktives Rechtsgefühl, aber auch und vor allen Dingen die großen Schwächen: Trunk- und Spielleidenschaft, Partikularismus und politische Kurzsichtigkeit? Alle diese Züge lassen sich zurückverfolgen ins Germanisch-Nordische, also ins Rassische und auf Grund dieser Tatsachen auch ausweiten ins Deutsche, nordisch bestimmt.

Den Freiheitsdrang gibt Günther als seelische nordische Eigenschaft an — sogar mit einer näheren Definition. Er sagt nämlich: „Der ihn (den nordischen Menschen) kennzeichnende Freiheitsdrang ist jedenfalls weniger im Sinne des politischen Schlagwortes zu verstehen, als im Sinne jenes gesicherten Bezirkes klaren Eigentums und abständigen Einzeltums"[340]). Unser Gebrauch des Begriffes Freiheitsdrang meinte beides: das abständige Einzeltum und das Freisein im Sinne der innerlich vorgeschriebenen Gedanken- und Willensrichtung. Um den Begriff nicht zu verwässern, fügten wir das auf die biologische Wurzel hinweisende Kennwort „naturhaft" hinzu.

Was wir instinktives Rechtsgefühl — niederdeutsch — nannten, bezeichnet Günther als „Gerechtigkeitssinn" der Nordrasse. Er meint,

[340]) Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 196.

daß sich dieser „Gerechtigkeitssinn“ in einer gewaltigen Steigerung gegenüber dem der westischen, ostischen, ostbaltischen Rasse zeige[341]). Ist dies schon der Fall, ist der „Gerechtigkeitssinn“ der Nordrasse besonders ausgeprägt, dann hat er auch alle Voraussetzungen, in die Weite und Tiefe, ins Allgemein-Deutsche zu wirken.

Die niederdeutsche Spielleidenschaft hängt ebensalls nicht in der Luft. Wir können sie „getrost“ als rassisches Erbe auffassen. Günther urteilt zwar etwas vorsichtig: „Es scheint, daß Spielsucht und Wetten der Nordrasse von alters eigen gewesen seien . . .“[342]) Aber diese Vorsicht ist unangebracht. Unser deutsches Übel ist schon durch Tacitus bzeugt. Man fragt mit Recht: Warum soll Tacitus den Germanen ein Übel angedichtet haben, das nicht der seinerzeitigen Wirklichkeit entsprochen hat?!

Die beiden restlichen niederdeutschen Wesenszüge der einfachen Bauern der „Hermannsschlacht“: Partikularismus und politische Kurzsichtigkeit können zufällig nicht durch die Rassenkunde als germanisch-nordische, also als rassische Züge belegt werden. Indes, hier hilft uns das Zeugnis der Geschichte, besonders das Zeugnis unserer Frühgeschichte. Das Scheitern so mancher Unternehmungen der germanischen Stämme und auch die allzulange Hinauszögerung der deutschen Einigung können wir gar nicht anders erklären als mitbestimmt durch ein rassenseelisches Erbe, das ganz in unser deutsches Wesen eingegangen ist.

Es mag vielleicht befremden, mit welcher Einseitigkeit und Unbekümmertheit eine Linie vom Niederdeutschen, dem Gegenstand der Untersuchung, zum Rassischen, Germanisch-Nordischen zurückgezogen und daraufhin weiter zum Allgemein-Deutschen „vor“gezogen wurde. Aus einer zweifelnden und abwägenden Haltung könnte gefragt und wird gefragt werden: Sind die Wesenszüge des niederdeutschen Menschen bei Grabbe tatsächlich „ur“germanische Züge und sind sie tatsächlich und vor allen Dingen deutsche Züge? Ist nicht anzunehmen, muß nicht angenommen werden, daß sich die germanischen Ureigenschaften unter verschiedenen Einflüssen, wie Gemeinschaftserfahrungen, Geschichte, Landschaft, Glaube, Lebensordnung[343]) zu „wesentlich“ abgewandelten niederdeutschen Eigenschaften entwickelt haben? — und muß nicht weiter angenommen werden, daß sich diese abgewandelten niederdeutschen Eigenschaften unter ähnlichen und anderen Einwir-

---

[341]) Vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 196.
[342]) Günther, a. a. O., S. 197.
[343]) Vgl. Martini, Dichtung und Volkstum, 38. Band, S. 419.

kungen wieder zu „wesentlich" abgewandelten deutschen Eigenschaften entwickelt haben und noch entwickeln?

Die Frage an sich wäre grundsätzlich berechtigt, wenn sie nicht für das Niederdeutsche gestellt würde, und wenn das Problem des Allgemein-Deutschen nicht grundsätzlich auf das nordische bestimmte Deutsche beschränkt worden wäre. Tatsächlich nimmt das Niederdeutsche eine Sonderstellung ein. Nur auf Grund dieser Sonderstellung wurde der Versuch einer Wesensdeutung des deutschen Menschen, freilich der begrenzten Wesensdeutung des nordisch bestimmten deutschen Menschen gewagt. Zweierlei stand nämlich von vornherein fest:

1. Das Niederdeutsche verkörpert besonders rein das germanisch-nordische Erbe und hat — das ist vor allen Dingen wichtig — kaum fremde Einflüsse in sich aufgenommen.

2. Das Stammesleben hat in Niederdeutschland, besonders aber im nordwestfälischen Raum, aus dem in hervorragendem Maße die niederdeutschen Menschen Grabbes hervorgewachsen sind, jahrhundertelang auf der Stelle getreten[344]). Abwandlungen sind nur Abwandlungen der eigenen Art. Die Öffnung zum Deutschen ist aber eigentlich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgt, und da steht Grabbe und deutet es (das Stammesleben), bevor es sich noch hätte abwandeln können.

Die hervorgehobenen und feststehenden Tatsachen sollen in keiner Weise wertend ausgespielt werden gegen den ungeheueren „Eindeutschungs"-, „Verdeutschungs"-[345]) und Selbstbehauptungskampf der anderen deutschen Stämme. Sie erscheinen lediglich als Vorteil, den die niederdeutschen Stämme und ihre Dichter haben, wenn von einer volkhaften Literaturschau rassischer Grundlage die Frage nach dem Wesen des nordisch bestimmten deutschen Menschen gestellt wird.

Heinrich von Sybel äußerte einmal: „Wir sind heute noch, was wir gestern waren." Diese Worte sind unser Glaubensbekenntnis. Die vorliegende Arbeit versuchte an Hand der Elementardichtung Grabbes die durch Heinrich von Sybel angedeutete germanisch-niederdeutsche-deutsche „Kontinuität" nachzuweisen. Dabei ging sie methodisch so vor, daß sie nur solche Züge als germanisch, niederdeutsch, deutsch bezeichnete, die durch die Rassenkunde als uranfänglich seiend und durch die

---

[344]) Vgl. Zaunert, Die Stämme im neuen Reich, S. 37.

[345]) Die Worte „Eindeutschung" und „Verdeutschung" meinen hier die rassische bedingte deutsche Durchdringung fremder Werte und ihre Überwindung und artgemäße Aneignung.

niederdeutsche Volkskunde als gegenwärtig noch bestehend gesichert werden konnten[346]). Was aber so gesichert war, daß deutete sie trotz mancher Problematik, die einer einseitigen These und ihrer Durchführung immer anhaftet, schlechtweg gleich deutsch, nordisch bestimmt.

Überblickt man am Schluß der Untersuchung, Zusammenfassung und Auswertung noch einmal die Reihe der von Grabbe herausgestellten germanischen, niederdeutschen, deutschen Wesenszüge, so wird eins deutlich: es handelt sich hier um elementare, um nur-elementare Züge.

Wir vermissen die eigentlich tiefsten deutschen Eigenschaften: das deutsche Suchen und Wahrheitsstreben, den deutschen Drang, die deutsche Innerlichkeit, das deutsche Träumen, das deutsche „Sich-verlierenkönnen", um nur einige der typischsten und problematischsten zu nennen.

Das Fehlen dieser Züge können und dürfen wir Grabbe nicht zum Vorwurf machen. Grabbe hat uns gegeben, was er konnte. Er ist einer der elementarsten deutschen volkhaften Dichter, nicht einer der reifsten. „Grabbes Bändigungskraft ging nicht in die Tiefe, sie wollte nicht verinnerlichen und Dokumente der ‚schönen Seele' geben" — urteilte einst Moeller van den Bruck[347]). Es ist ehrlicher, wenn wir sagen: Grabbes Bändigungskraft ging nicht in die Tiefe, sie k o n n t e nicht verinnerlichen. In Grabbe tritt uns die einseitige Welt schroffer Männlichkeit entgegen. Alles in seinem Werke ist Mark, Kraft, Charakter, nur Mark, Kraft, Charakter[348]).

---

346) Ausnahmen bilden lediglich: 1. die politische Kurzsichtigkeit. (Nur angenommen als rassisches Erbe.) 2. Der Partikularismus. (Nur als „Eigenbrötelei" durch die niederdeutsche Volkskunde bezeugt.) 3. Die Liebe zum Tier. (Nur durch Nadler als „ur"sächsische Gabe bezeugt.)

347) Moeller van den Bruck, Christian Dietr. Grabbe. In: Das Ewige Reich. Bd. II, S. 93.

348) Vgl. Gottschall, Einleitung zu Grabbes Werke, Bd. I, S. XLI.

Schluß.

Christian Dietrich Grabbe — Neuwertung.

Die Untersuchung ging von der allgemeinen Voraussetzung aus, daß echte deutsche Dichtung nichts anderes ist als die symbolische Erscheinung des eigenen und des volklichen Lebensgesetzes. Diese neue Grundeinstellung der Gegenwart zu unserer Dichtung und zur Geschichte unserer Dichtung wurde bezeichnet als volkhafte Literaturschau.

Im Hauptteil der Untersuchung wurde nachgewiesen, daß unter dem Gesichtswinkel dieser volkhaften Literaturschau gerade der lange verkannte westfälische Dichter Christian Dietrich Grabbe eine besondere Bedeutung gewinnt. Es dürfte klar geworden sein, daß Grabbe einen wesentlichen Beitrag „zur Erkenntnis und Anschauung des Lebensgrundes, mit dem wir unlösbar zusammenhängen"[349]) leisten kann. Durch Feststellung dieser Tatsache ergibt sich für uns der Zwang einer Neuwertung Grabbes.

Der Fehler der meisten bisherigen Grabbeforscher war, daß sie allzusehr vom Leben Grabbes ausgingen und von dort sein Werk zu werten suchten. Dieses Verfahren hat zu groben Verzeichnungen, ja zu unverständlichen Fehlurteilen über Grabbe geführt.

Nachdem die positive Leistung Grabbes herausgestellt worden ist, soll und muß zuletzt erfolgen die kritische Absetzung von den rein biographisch ausgerichteten Grabbedarstellungen und die Neuwertung Grabbes auf dem Hintergrunde der volkhaften Literaturschau rassischer Grundlage mit dem freilich noch näher zu begründenden „Schluß": Grabbe — Symbol der volkhaften Dichtung des niederdeutschen Aufbruchs.

Die Abwertung Grabbes ist gebunden an vier Namen: Marggraff, Gottschall, Piper und Ebstein.

Marggraff hat den Stein ins Rollen gebracht. Er schreibt 1841 im „Allgemeinen Theaterlexikon": „Grabbe ist ein psychologisches, pathologisches und poetisches Phänomen, das meist einseitig entweder vollkommen selig erhoben oder bis in den tiefsten Abgrund einer wegwerfenden Kritik verdammt wird"[350]). Entscheidend ist die An-

---

[349]) Wiese, v., Dichtung und Volkstum, S. 8.
[350]) Allg. Theaterlexikon, Bd. IV, S. 89.

deutung „pathologisches Phänomen". Der Gedanke Marggraffs wird aufgenommen von Gottschall in seiner Einleitung zur ersten Gesamtausgabe der Werke Grabbes. Gottschall, der auf der einen Seite die treffenden Worte von der „Welt schroffer Männlichkeit" bei Grabbe fand, spricht auf der anderen Seite höchst verwunderlich von einem „pathologischen Interesse" an der Biographie Grabbes[351]). Sein Urteil gipfelt in dem Satz: „Der Dichter flößt uns trotz seines unleugbaren Genies, leider! vorwiegend ein pathologisches Interesse ein, wir sehen bedeutende Anlagen zugrunde gerichtet, und zwar durch das Laster des Trunkes"[352]).

Piper treibt den Keil weiter. Man kann heute nur staunen über das, was er sich aus den Fingern gesogen hat. Seine Quellen sind lediglich die Biographien Grabbes, also vor allen Dingen Duller und Ziegler[353]). Piper sagt: „Er (Grabbe) zog bereits als Invalide in den Kampf des Lebens und war nicht mehr fähig, weder den Verlockungen noch den Angriffen den nötigen Widerstand entgegenzusetzen. So stellt sich uns sein Leben als ein doppeltes Krankheitsbild dar. Von Hause aus anomal (!!!), kann er dem Alkohol nicht widerstehen. Daraus entwickelt sich eine zweite Krankheit, und lange Zeit kann man die beiderseitigen Symptome nebeneinander verfolgen, bis schließlich die Gewalt des Giftes Geist und Körper zerstört"[354]). Welches aber ist die endgültige „Diagnose"? „Das Krankheitsbild, welches die Betrachtung dieses Lebens vor uns entrollt, hat die moderne Wissenschaft mit dem Ausdrucke ‚psychopathische Minderwertigkeit' belegt"[355]). Angesichts dieser Vorwürfe und Mutmaßungen, die lediglich auf „abgeleiteten" Zeugnissen beruhen, fragt man sich, ob Piper überhaupt ein Forschergewissen besessen hat. Der Grundhaltung und Grundeinstellung Pipers zu Grabbe entspricht seine Wertung. Kopfschüttelnd lesen wir den Satz: „Einsam steht er (Grabbe) in unserer Literatur. Seiner Kunst haftet etwas Fremdes, Ungesundes an, das das frische, pulsierende Lebensblut nicht in sich aufnimmt, sondern sobald als möglich ausscheidet"[356]).

Der würdige Schlußmann der reinen „Pathographen"reihe ist Ebstein. Ebstein ist Mediziner. Für ihn ist Grabbe nicht mehr und nicht weniger als ein Versuchskaninchen für eine medizinische Diagnose auf Grund literarischer Zeugnisse. Folgendes ist das Ergebnis: „Grabbe war ein Psychopath, d. h. er gehört zu denjenigen, deren

---

351) Vgl. Gottschall, Einleitung, S. III.
352) Gottschall, Einleitung. S. XXXV.
353) Vgl. Piper, Beiträge, S. 11.
354) Piper, a. a. O., S. 7.
355) Piper, a. a. O., S. 7.
356) Piper, a. a. O., S. 50.

Erkrankung eine endogene ist, und die von Geburt eine fehlerhafte Anlage des Nervensystems aufweisen . . . Auf dieser psychopathischen Basis entwickelte sich bei Grabbe ein chronischer Alkoholismus, . . . Als Student acquirierte Grabbe ein Geschlechtsleiden, welches damals als ein syphilitisches angesehen wurde und auch aller Wahrscheinlichkeit nach ein solches war. Neben den psychischen Alterationen treten bei Grabbe immer deutlichere Symptome hervor, die auf eine tief greifende Erkrankung des Zentralnervensystems hinweisen. Gewiß werden wir aus den überlieferten Krankheitserscheinungen und ohne direkt das Verhalten der Reflexe, der Sensibilität prüfen zu können, nur mit Vorbehalt eine Systemerkrankung nachträglich diagnostizieren können, aber ich halte mich doch für berechtigt, die tabes dorsalis (Rückenmarksschwindsucht) mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit bei Grabbe anzunehmen"[357]. Was Ebstein unter dem Deckmantel einer angenommenen wissenschaftlichen Objektivität sagt (man vergleiche nur den Schlußsatz der Diagnose), übersteigt das Maß des Möglichen und Tragbaren. Die Wertung Grabbes durch Ebstein wird nicht wundernehmen. Grabbe ist für Ebstein ein armer, geplagter, kranker Mensch, seine Fehler sind Reflexe der schweren Krankheit und aus ihr heraus allein zu erklären[358].

Trunksucht, psychopathische Minderwertigkeit, Tabes dorsalis: das ist die Stufenfolge der Abwertung Grabbes.

Dieser Abwertung steht unsere Neuwertung entgegen. Angesichts der erhobenen Vorwürfe gegen Grabbe galt es, die Erscheinung und das Werk Grabbes von vornherein tiefer zu fassen.

Zweierlei stand fest:

1. Grabbe ist Stockwestfale.

   „Christian Dietrich Grabbe entstammt väterlicher- und mütterlicherseits uralten lippischen Bauernfamilien. Der Grabbesche Stammhof in Nienhagen bei Leopoldshöhe (Amt Schötmar) wird bereits in einem Landschatzregister des Kirchspiels Schötmar vom Jahre 1515 erwähnt als der ‚Grabbe im Niggenhagen'. Der Hof dürfte jedoch älter sein"[359]. Der Grüttehof in Hiddesen, d. i. der Stammhof mütterlicherseits, läßt sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen[360], die mütterliche Linie noch weiter[361].

2. Grabbe ist „Elementar"dichter des niederdeutschen Aufbruchs im 19. Jahrhundert. Er ist unbelastet von jeder Bildungs„manie"

---

[357]) Ebstein, Chr. D. Grabbes Krankheit, S. 42 f.

[358]) Vgl. Ebstein, a. a. O., S. 42.

[359]) Bergmann-Riemann, Die Vorfahren Christ. Dietr. Grabbes, S. 115.

[360]) Bergmann-Riemann, a. a. O., S. 17.

[361]) Bergmann-Riemann, a. a. O., S. 126. Vgl. auch S. 59.

und jeder Bildungsgefahr[362]). Seine Werke: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", „Kaiser Friedrich Barbarossa", „Kaiser Heinrich VI." und die „Hermannsschlacht" sind ganz aus eigener Substanz geschaffen. Sie enthalten und enthüllen ein Stück niederdeutschen Volkstums und niederdeutscher Art.

Die nackten Tatsachen: Grabbe — Stockwestfale, Grabbe — Elementardichter des niederdeutschen Aufbruchs, Darsteller niederdeutschen Volkstums und niederdeutscher Art, gespannt in den Rahmen der erweiterten Fragestellung der volkhaften Literaturschau rassischer Grundlage nach dem Wesen des nordisch bestimmten deutschen Menschen, führten zu der Untersuchung über den niederdeutschen Menschen bei Grabbe.

Das Ergebnis der Untersuchung war überraschend. Es zeigte, wie ein von der Forschung schon fast aufgegebener Dichter, von einem tieferen und weiteren Gesichtspunkt her gesehen, neue Bedeutung für uns erlangen kann. Nach dem Ergebnis der Untersuchung gebührt Grabbe ein höherer Platz unter den Dichtern unseres Volkes, als ihm bislang von den meisten Forschern und Literaturhistorikern eingeräumt worden ist. Grabbe hat wie kein anderer die elementaren Bindungen unseres Seins dargestellt und damit eine der Hauptvoraussetzungen echter deutscher Dichtkunst erfüllt.

„Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" war nur ein Anfang. Die Ausbeute war nicht groß. Wir hielten fest als zumindest niederdeutsche, urtümlich deutsche Ansätze: Herrentum, Nüchternheit, gesunde Urteilskraft. Dann folgten die entscheidenden Dramen: „Kaiser Friedrich Barbarossa", „Kaiser Heinrich VI." und die „Hermannsschlacht". Wir fanden und stellten heraus als typisch germanische, niederdeutsche, deutsche Wesenszüge: Herrentum, Führer- und Gefolgschaftstreue, Verbundenheit mit der Scholle, naturhafter Freiheitsdrang, instinktives Rechtsgefühl — aber auch Partikularismus und politische Kurzsichtigkeit, von den unbedeutenderen Zügen ganz zu schweigen.

---

362) Die Bemerkung soll keine Spitze gegen die Bildung überhaupt enthalten. Es gibt zwei Wege, die zur höchsten Reife des Deutschtums führen können. Der eine Weg ist der unbewußte. Er führt an der sogenannten Bildung vorbei. Der Mensch dieses Weges gehorcht nur sich selbst. Er ererreicht die höchste Reife in der instinktiven Erfüllung des Gesetzes in ihm. Der andere Weg ist der bewußte. Er geht über die Bildung. Der Mensch dieses Weges lebt in ständiger Auseinandersetzung mit fremden Bildungsmächten. Er erreicht die höchste Reife des Deutschtums im Kampf, wofern er ihn führt nach den Gesetzen und Maßstäben einer Erkenntnis, die hinter allem Geschehen rassenseelische Antriebe sieht.

Die Hervorhebung dieser Tat Grabbes muß größeres Gewicht haben als das krampfhafte Bemühen „pathographisch" interessierter Forscher um eine Abwertung der Persönlichkeit und damit des Werkes Grabbes.

An sich ist es schon verblüffend, daß gerade der verschrieene „törichte", „kranke", „minderwertige" Grabbe diese Leistung vollbracht hat. Die Sache wird aber fatal für die Abwerter Grabbes, wenn man diesen Grabbe geradezu zum Symbol der volkhaften Dichtung des niederdeutschen Aufbruchs — im Zusammenhang der erweiterten Fragestellung nach dem Wesen des nordisch bestimmten deutschen Menschen — erheben kann und muß. Diese innere Nötigung ist die Krönung der Neuwertung Grabbes.

Von den Zeitgenossen, die als Vertreter des niederdeutschen Aufbruchs und folglich als Deuter deutscher Art aus niederdeutschem Wesen neben Grabbe in Frage kommen könnten, sind ernstlich nur Immermann und Annette von Droste-Hülshoff zu nennen.

Immermann hat sich mit dem niederdeutschen Menschen andeutungsweise in seinen „Epigonen" beschäftigt. Ihm ist eine niederdeutsche Gestalt gelungen in der Zeichnung des Hofschulzen im „Münchhausen". Im Grunde bleibt man unbefriedigt. Wie erklärt sich das? Immermann ist nicht mit seinen niederdeutschen Gestalten verwachsen. Seine Schöpfungen bleiben mehr oder weniger literarisch. Welches ist der letzte Grund? Immermann ist kaum Niedersachse, bestimmt kein Westfale (den er aber doch im Hofschulzen schildert). Auf diese Tatsache hat Nadler sehr treffend aufmerksam gemacht. Nadler sagt: „Niederfranke oder Niedersachse, das ist hier die Frage. Magdeburg, dessen Mundart Immermanns Tonfall beherrschte, war niederfränkische Pflanzstadt. Immermanns Körper, wie Bilder und Beschreibungen ihn vergegenwärtigen, war jedenfalls nicht sächsischen Schlages"[363]). Nadler geht noch weiter. Er sieht in Immermann einen Mangel an innerer Einheit. Aus der „stammes"seelischen Zwiespältigkeit erklärt Nadler einen gewissen Widerspruch in dem Dichter.

Ob man dem letzten Schritt Nadlers folgen kann, möge dahingestellt bleiben. Fest steht jedenfalls: elementare Schöpfungen niederdeutscher Art konnten Immermann nicht gelingen und sind ihm auch nicht gelungen. Dazu stand er zu wenig im inneren und äußeren Zusammenhang mit dem niederdeutschen Menschen und dem niederdeutschen Raum. In dieser Beziehung überragt ihn sein Schützling Grabbe um vieles.

Und Annette von Droste-Hülshoff? Im Gegensatz zu Immermann ist festzustellen, daß die Annette tief im niederdeutschen Raum

---

[363]) Nadler, Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 305.

wurzelt. Ihre Ahnen väterlicherseits und mütterlicherseits sind Westfalen. Die Kunst der Annette atmet tiefste Verbundenheit mit der Heimat. Hüffer sagt von ihr: „Man nennt sie nicht selten die westfälische Dichterin, und obgleich sie vermied, im Dialekt zu schreiben, obgleich ihre Gedichte dem Inhalt nach sich keineswegs auf Westfalen beschränken, so läßt sie doch beinahe ebensowenig wie etwa Burns von dem Boden ihrer Heimat sich lösen, oder in ihrer Entwicklung unabhängig von den besonderen Zuständen des Münsterlandes sich begreifen“[364]).

Aber unter dem Gesichtswinkel der volkhaften Literaturschau — im Zusammenhang der erweiterten Fragestellung nach dem Wesen des deutschen Menschen — tritt die Annette doch hinter Grabbe zurück, sie muß zwangsweise hinter Grabbe zurücktreten. Ihr Hauptinteresse ist nämlich nicht auf den westfälischen oder niedersächsischen Menschen gerichtet, sondern vielmehr auf die westfälische Landschaft. Nadler urteilt auch hier treffend: „Was Annette in ihrer vollen Reife war, das ist sie durch die westfälische Landschaft geworden . . . Sie stand nicht über, sondern unter der Natur. Sie war ein Nervenbündel der westfälischen Landschaft“[365]). Busse aber führt aus, was wir meinen, wenn er sagt: „Es ist eigentlich . . . nie eine Person die Hauptsache, . . . immer eine Sache, eine Landschaft. Aus dem geplanten ‚Christian von Braunschweig‘ wird ‚Die Schlacht im Loener Bruch‘, . . . aus ‚Friedrich Mergel‘ wird die ‚Judenbuche‘“[366]).

Es steht also fest, als Vertreter des niederdeutschen Aufbruchs, als Deuter deutscher Art aus niederdeutscher Grundkraft überragt Grabbe seine Zeitgenossen — auch Immermann und die Annette. Darüber hinaus muß festgestellt werden, daß selbst in der zweiten Generation des niederdeutschen Aufbruchs Grabbe nur einen Rivalen hat: Hebbel.

Über das Verhältnis Grabbe—Hebbel ist viel gestritten worden. Uns interessiert hier nur der Beitrag, den beide zur Wesenserkenntnis des deutschen Menschen nach den Maßstäben einer volkhaften Literaturschau geleistet haben. Nadler meint: „Dieser Norderdithmarsche Friedrich Hebbel . . . hat über das, was ihm die Umwelt um das arme väterliche Maurerhäuschen vermittelte, keinen nennenswerten Zuwachs von außen her erhalten“[367]). An einer anderen Stelle sagt er: „Was Hebbel war, ist er als Sachse gewesen“ — und weiter: „Hebbel war der erste und gültige Dramatiker des sächsischen Volkes“[368]).

[364]) Hüffer, A. von Droste-Hülshoff und ihre Werke, S. 1.
[365]) Nadler, Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 508.
[366]) Busse, Annette von Droste-Hülshoff, S. 169.
[367]) Nadler, Literaturgeschichte, Bd. IV, S. 526.
[368]) Nadler, a. a. O., S. 527.

Das ist typisch stammhafte Literaturschau. Unter dem Gesichtswinkel einer volkhaften Literaturschau wird, abgesehen von dem Problem der inneren Ungebrochenheit Hebbels durch äußere Einflüsse, sofort gefragt werden müssen: Wo deutet Hebbel aus stammhafter Verbundenheit deutsche Art? Welche Dramen beschäftigen sich überhaupt mit dem niederdeutschen Menschen und dienen somit primär der Wesenserkenntnis des nordisch bestimmten deutschen Menschen? Bei diesen Fragen wird man einigermaßen in Verlegenheit geraten. Hebbel hat sich tatsächlich nur ein einziges Mal mit den Menschen seiner Heimat beschäftigt — in den „Dithmarschen" — und dieses Stück ist Fragment geblieben. Bezeichnend ist das Ende des dramatischen Schaffens bei Hebbel. Er reist nach Krakau, um das polnische Volk und Milieu für seinen „Demetrius" kennen zu lernen. Vergleichen wir damit das Ende des dramatischen Schaffens von Grabbe, der todkrank nach Detmold fährt, um dort auf heimatlichem Boden seine „Hermannsschlacht" sterbend zu vollenden, so kann kein Zweifel sein, wer von den beiden Dichtern des niederdeutschen Aufbruchs vom Gesichtspunkt einer volkhaften Literaturschau und ihrer erweiterten Fragestellung nach dem Bild des nordisch bestimmten deutschen Menschen höher zu werten ist.

Mit diesem Urteil ist nichts gesagt über die nordische Gestaltungskraft Hebbels überhaupt. Seine Auffassung der Tragik, sein Ringen um den Schicksalsbegriff, seine Selbstzügelung in Fragen der Form stellen ihn weit über Grabbe. Das „Nordische" Hebbels liegt auf ganz anderem Gebiet und auf einer ganz anderen Ebene.

Nach alle dem, was entwickelt und gezeigt worden ist, steht Grabbe größer da, als es das Ergebnis der Forschung um die Jahrhundertwende je hätte ahnen lassen.

Grabbe kann und muß als ein Symbol der volkhaften Dichtung des niederdeutschen Aufbruchs gewertet werden — trotz der gegen ihn erhobenen Vorwürfe. Durch diese Neuwertung rückt Grabbe in den Brennpunkt neuer dichtungsgeschichtlicher Fragestellungen der deutschen Gegenwart. Eine größere Ehrung und Rechtfertigung kann es aber für einen lange verkannten Dichter nicht geben.

Schrifttum.

Bergmann, A.: Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes, Berlin 1933.
— Chr. Dietr. Grabbe, Leipzig o. J. (1936).
— Die Vorfahren Christian Dietrich Grabbes nebst ergänzenden Mitteilungen von Helmuth Riemann, Detmold 1937.
Bleibtreu, K.: Grabbe. In: Der Neue Weg. Literarischer Teil. Jg. 38, 1909, S. 119—121.
Busse, C.: Annette von Droste-Hülshoff, 3. Aufl., Bielefeld u. Leipzig 1923.
Clauß, L. F.: Die nordische Seele, 2. Aufl., München 1932.
— Rasse und Seele, 8. Aufl., München 1937.
Diekmann, E.: Christian Dietrich Grabbe, Detmold 1937.
Droste-Hülshoff, A.: Sämtliche Werke. In Verbindung mit Berta Badt und Kurt Pinthus, hrsg. von Karl Schulte Kemminghausen. 4 Bände, München 1925—1930.
Duller, E.: Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbe's Leben, von Eduard Duller, Düsseldorf 1838.
Ebstein, E.: Chr. D. Grabbes Krankheit. Eine medizinisch literarische Studie (Grenzfragen der Literatur und Medizin in Einzeldarstellungen 3), München 1906.
Gieben, J.: Christian Dietrich Grabbe. In: Hochland, 1909, S. 758.
— Grabbe als Geschichtsdramatiker. In: über den Wassern, 2. Jg., 1909, Nr. 15 ff.
— Christian Dietrich Grabbe in der nachschillerschen Entwicklung. O. O. u. J. (Selbstverlag d. Verf. 1913.)
Gottschall, R.: Christ. Dietr. Grabbe's sämtliche Werke, 3. Auflage, Leipzig o. J. (1870), Einleitung.
Grabbe, Chr. D.: Begegnungen mit Zeitgenossen. Hrsg. v. A. Bergmann, Weimar 1930.
Das Grabbe-Buch. Hrsg. von P. Friedrich u. Fr. Ebers. Detmold 1923.
Festschrift zur Grabbewoche 1936. In: Heimat und Reich 1936, S. 321—360.
Grabbe, Chr. D.: Werke. Hrsg. von Sp. Wukadinović. VI Teile, Leipzig o. J. (1912). Zitiert als WW.
Günther, H. F. K.: Rasse und Stil, München 1926.
— Der Nordische Gedanke unter den Deutschen. 2. umgearb. Aufl., München 1927.
— Rassenkunde des deutschen Volkes. 16. Aufl., München 1934.
Hankamer, P.: Grabbe, der Westfale. In: Die Heimat. Dortmund, 1923, Nr. 3 und 4.

Hebbel, Fr.: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von R. M. Werner, Berlin 1901—1903.

Hillekamps, C. H.: Ch. D. Grabbes Briefe als biographische Quelle. Diss. Münster 1929.

Hüffer, H.: Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. 1. Auflage, Gotha 1887.

Immermann, K.: Reisejournal. In: Immermanns Werke. Hrsg. von R. Boxberger. 10. Teil, Berlin o. J. (1883).

— Grabbe. Erzählung, Charakteristik, Briefe. In: Memorabilien. Zweiter Teil — Immermanns Werke. Hrsg. von R. Boxberger. 19. Teil, Berlin o. J. (1883).

— Werke. Hrsg. von H. Maync. Leipzig und Wien o. J.

Kindermann, H.: Dichtung und Volkheit. Berlin 1937.

Kutscher, A.: Hebbel und Grabbe. München 1913.

Langenbucher, H.: Volkhafte Dichtung der Zeit. 3. Aufl., Berlin 1937.

Lauffer, O.: Niederdeutsche Volkskunde. 2. Aufl., Leipzig 1923.

— Land und Leute in Niederdeutschland. Berlin und Leipzig 1934.

Lugowski, Cl.: Christian Dietrich Grabbe. In: Zeitschrift für Deutsche Bildung. 12. Jg., 1936, S. 424 ff.

Martini, F.: Wesenszüge niederdeutscher Dichtung im 19. Jahrhundert. In: Dichtung und Volkstum, 38. Band, S. 418 ff.

Metz, F.: Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Diss. Marburg 1924 (Masch).

Moeller van den Bruck, A.: Christian Dietrich Grabbe. In: Das Ewige Reich. Die Deutschen. Hrsg. von H. Schwarz, II. Bd., Breslau o. J. (1934).

Moes, E.: Ch. D. Grabbes Dramen im Wandel der Urteile von Ludwig Tieck bis zur Gegenwart. Diss. Kiel 1929.

Nadler, J.: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. IV. Band, Der deutsche Staat, 1. u. 2. Aufl., Regensburg 1928.

— Das geistige Eigenleben der deutschen Stämme. In: Volk und Reich der Deutschen, Bd. I, Berlin 1929, S. 27 ff.

— Die literarischen Erkenntnismittel des Stammesproblems. In: Verhandlungen des 7. Soziologentages 1930 in Berlin. Tübingen 1931, S. 242 ff.

— Rassenkunde, Volkskunde, Stammeskunde. In: Dichtung und Volkstum, Bd. 35, S. 1 ff.

— Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. München o. J. (1934).

Nieten, O.: Chr. D. Grabbe. Sein Leben und seine Werke. Dortmund 1910.

— Neue Kunde über Grabbe. Nach ungedruckten Briefen Luise Grabbes. Westf. Magazin NF., Jg. 2, 1910.

— Grabbe und die Romantik. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Duisburger Gmnasiums, Duisburg 1911.

Obenauer, K. J.: Volkhafte und politische Dichtung. Leipzig 1936.

Perger, A.: System der dramatischen Technik mit besonderer Berücksichtigung von Grabbes Drama. Berlin 1909, S. 5—80, 299—309.

Petsch, R.: Grabbe und seine Hohenstaufendramen. In: Der Zwinger. Dresden 1918, Nr. 2, S. 57 ff.
Piper, C.: Beiträge zum Studium Grabbes. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 8.) München 1898.
Ploch, A.: Grabbes Stellung in der Deutschen Literatur. Leipzig 1905.
Rademacher, H. J.: Die tiefere Bedeutung in Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". In: Die Kultur, XIV. Jg., Wien 1913, S. 308—14.
Riedel, H.: Grabbe als Komiker unter besonderer Berücksichtigung von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Diss. Leipzig 1920 (Handschr.).
Sartori, P.: Westfälische Volkskunde. 2. Aufl., Leipzig 1929.
Scherr, J.: Ein deutscher Dichter. In: Dämonen, 2. Aufl., Leipzig 1878, S. 195 ff.
Schlösser, R.: Grabbes Vermächtnis. Münster 1937.
Schneider, F. J.: Christian Dietrich Grabbe. Persönlichkeit und Werk. München 1934.
Schulte, W.: Chr. D. Grabbes Hohenstaufendramen. Neue Beiträge zur Grabbeforschung. Münster 1917.
Wiese, B. v.: Dichtung und Volkstum. Frankfurt a. M. o. J.
Wippermann, F.: Niederdeutsches bei Grabbe. In: Der Schimmelreiter, 6. Jg., 1927, Nr. 1, S. 10—12.
W., F.: Heimat und Vaterland bei Grabbe. In: Vaterländische Blätter. Lippisches Magazin, Detmold 1931, Nr. 10, S. 41 f.
Zaunert, P.: Die Stämme im neuen Reich. Jena o. J. (1933).
Ziegler, K.: Grabbe's Leben und Charakter. Hamburg 1855.

Lebenslauf.

Ich, Erich Kuhlmann, evangelischer Konfession, wurde geboren am 26. 7. 1912 als Sohn des Milchverteilers Heinrich Kuhlmann und seiner Ehefrau Margaretha, geborene Walkenhorst. Das Reifezeugnis der Krupp-Oberrealschule, Essen, mit Reformrealgymnasium erhielt ich am 26. 2. 1931.

Ab Sommersemester 1931 studierte ich Theologie und Philosophie an den Universitäten Greifswald, Tübingen, Berlin. Ende Sommersemester 1934 gab ich das Studium der Theologie aus grundsätzlichen Erwägungen auf.

Vom 1. 10. 1934 bis 7. 11. 1935 diente ich freiwillig.

Mit Beginn des Sommersemesters 1936 studierte ich Deutsch, Englisch, Geschichte an den Universitäten München und Bonn.

Für das Sommersemester 1938 ließ ich mich zwecks Fertigstellung meiner Doktor-Arbeit beurlauben. Die mündliche Doktorprüfung fand am 5. 9. 1938 statt.

Seit dem 9. 10. 1938 bin ich als Lektor für Deutsch am University College Cardiff tätig.

Meine Lehrer, denen ich gerne danke, waren Professor Obenauer, der Förderer dieser Arbeit, Professor Naumann, Professor Wolfgang Schmidt und Professor Holtzmann.